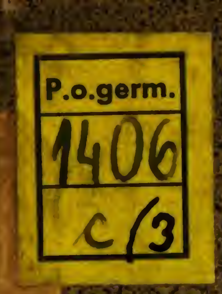


Kriminalgeschichten

voller

Abentheuer und Wunder

und

doch streng der Wahrheit getreu.

Nachlaß

von

K. H. Spies.

Dritter Theil.

Hamburg und Leipzig.

1804.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
Bayerische
Staatsbibliothek
München

K. H. Spies

Kriminalgeschichten.

Dritter Theil.

Marceau.

Bei dem Rückzuge der französischen Armee unter dem General Jourdan, oder vielmehr bei der Flucht, welche Jourdans schlecht disciplinirte Horden im Jahre 1796 aus Franken einschlugen, und auf der sie den Fluch der Völker, die sie geplündert hatten, mit sich nahmen, und schwer ihre Rache fühlten; auf dieser eiligen Flucht, auf welcher dies zerstreute französische Heer in kleinen furchtsamen Haufen in sechs Tagen von Nürnberg bis über den Rhein zurücklief, war der General Marceau der einzige, der sich des unglücklichen, aber durch seine militärische Talente und strenge Mannszucht in jeder Hinsicht ehrwürdigen Obergenerals Jourdan mit Eifer annahm. Er sammelte seine an der Lahn in ausgedehnten Kantonements vertheilten Truppen, und rückte mit diesen vor, um die Reste der von dem Feinde versprengten und in einzelnen kleinen Häufchen ankommenden Lefevrischen, Grenierischen und St. Cyrischen Divisionen vor dem nachsezenden Fein-

de, der ihnen überall auf der Ferse war, zu decken, und so schwach auch seine Division damals war, so that er doch, indem er sich mit ihr einem siegreichen weit stärkern Feinde entgegenwarf, alles, was sich nur von einem so talentvollen, geschickten und tapfern Generale erwarten ließ, und rettete ganz allein die Trümmern der vor einigen Wochen noch so sehr gefürchteten Armee. In einem der letzten Gefechte des damaligen Feldzugs ward seine Division zersprengt, ein Theil derselben zusammengehauen, der andre floh mit unaufhaltbarer Eile den Verschanzungen bei Neuwied und Düsseldorf zu. Marceau warf sich den Fliehenden in den Weg, und wendete alles an, sie wieder zu sammeln und mit ihnen vorzudringen. Hierbei ritt er mit seinem Generalstabe an einem Busche vorbei, dem einzigen in der ganzen Gegend, in der noch häufig französische Jäger und Husaren herumstreiften, und welchen daher niemand verdächtig fand. Ein österreichischer Jäger von einem der vorstreifenden Plänklerkorps hatte sich hinter denselben verborgen, und schoß den durch seine Uniform und die Schwungfedern seines Huths vorzüglich ausgezeichneten General vom Pferde. Seine Begleiter suchten denselben fortzuschaffen, die in der Nähe befindlichen kaiserlichen Husaren aber verhinderten sie hieran, und Marceau gerieth zwar noch lebend, aber äußerst schwer verwundet in östreichische Gefangenschaft.

Deutschlands menschenfreundlicher Held, Karl von Oestreich, schickte dem verwundeten Feinde sogleich, als er dessen Unfall erfuhr, seine eigne Wundärzte: vergebens aber ward alle Kunst der Arznei und alle Sorgfalt erschöpft, Marceau bezahlte die Schuld der Natur. Mit dem höchsten kriegerischen Trauerpompe ward die Leiche des tapfern Generals von dem östreichischen Feldherrn dem französischen Heere ausgeliefert, das denselben mit gleicher Feierlichkeit empfieng, und ihn in ein bei Koblenz für denselben errichtetes Grab beisetzte.

Marceau war noch nicht 26 Jahre alt, als er für sein Vaterland fiel. Bereits in seinem 23ten Jahre war er General geworden, und in seinem 24ten hatte er mehrere Schlachten gegen überlegene Heere gewonnen, welche sein Vaterland retteten. Der dankbare Nationalkonvent erkannte ihm die höchste Ehre zu, und bestimmte ihm das Oberkommando. Der siegreiche Jüngling, eben so bescheiden, als groß, lehnte dasselbe ab, weil, wie er sagte, Frankreich noch würdigere Generale habe, welche die Soldaten der Republick mit mehr Gewißheit zum Siege führen würden, als ein junger Mensch. — Mit dieser Bescheidenheit war die Tapferkeit eines Römers, die Erfahrung eines Greises, ungeheure Talente, ein unbezähmbares Feuer und der ausgezeichnetste Muth verknüpft. Er wäre Frankreichs größter General ge-

worden, wenn nicht seine Laufbahn so früh unterbrochen worden wäre.

Wohl schwerlich hat während der ganzen Revolution ein Tod so viel Aufsehen gemacht, so allgemein warmen Antheil erregt, als der Tod Marceau's. Aus der ganzen Republik kamen Deputationen an seine Verlobte, — eines der reizendsten Mädchen Frankreichs, mit welcher er um einen Monat später verbunden werden sollte — und um seiner traurenden Mutter das Beileid des Vaterlandes zu bezeugen. Wer nur immer von den Soldaten der Rheinarmee auf ein paar Tage wegkommen konnte, wallfahrtete zu dem Grabe des angebeteten Helden. Dieser Enthusiasmus hielt länger an, als er sonst unter dergleichen Umständen anzuhalten pflegt, und noch jetzt — nach fünf Jahren sieht man einzelne französische Krieger zu dem Grabmahle wallfahrten; das die Asche des Helden umschließt.

Um desto auffallender war die Nachricht, welche sich ohngefähr ein Vierteljahr nach seinem Tode in der ganzen Gegend verbreitete, Marceaus Geist — wandle in der Gegend seiner Grabes zur Nachtszeit umher. Dies Gerücht, das bald lauter ward, verbreitete sich immer mehr. Eine Menge Personen bezeugten, den General gesehen zu haben, wie er im vollen Costume seiner Würde, auf dem weissen Pferde, welches er stets zu reiten pflegte, im Felde herum galoppirt sey, und mit der Löwenstimme, mit welcher er die

Kämpfer in der Schlacht anzufeuern pflegte, auch jetzt wieder dieselbe mit dem ihm gewöhnlichen Anrufe: „En avant, Citoyens, voyez comme ils courent! en avant, Republicains! anfeuerte. — Die Sage vermehrte die Geschichte bald mit Zusätzen, wie das immer zu geschehen pflegt. Marceau, hieß es, entsteige allnächtlich in voller Rüstung auf seinem Schimmel seinem Grabe, und hinter ihm eine unzählbare Menge französischer Soldaten zu Fuß und zu Pferd, welches er dann auf der benachbarten Ebene mit dem ihm gewöhnlichen oben angeführten Zurufe zum Kampfe auffordere und anfrische. Man wollte diesen Kampf gesehen haben, und schuf dazu bald ein Geisterheer von gebliebenen Oestreichern, welche man mit Marceaus Truppen kämpfen und diese aufreiben ließ.

Man belachte diese Sage und ließ ihr ihren Lauf. Aber bald ward die Geschichte ernsthafter, und die französischen Generale sahen sich gezwungen, Untersuchungen anzustellen.

Die Verhältnisse machten es nämlich nothwendig, die Vorpostenkette über jene Gegend auszudehnen, wo Marceaus Grabmahl steht, und dessen Geist der Sage nach sein Wesen trieb. Die Vorposten wurden von dem Geiste geängstigt, der wirklich jede Nacht in der beschriebenen Gestalt erschien, sein „Citoyens en avant," mit donnernder Stimme ausrief, einige Zeit umhergalloppirte, und sich dann an der hervorragenden

Spitze des nahen Waldes verlor. Oefters näherte sich derselbe den Vorposten, welche, abergläubig wie jeder Pöbel, sich ehrerbietig und furchtsam zurückzogen. — Die Furcht griff um sich, und die Generale mußten die übelsten Folgen aus dieser auf den Vorposten entstehenden Unordnung befürchten.

Man schickte daher eigne Patrouillen gegen diesen Geist aus. Aber auch diese flohen vor dem gegen sie muthig ansprengenden Geiste, indem alle ihren verstorbenen General erkannten, der so oft sie zum Siege geführt hatte. Starr von Entsetzen kehrten diese zurück; ihre übereinstimmende Aussage vermehrte den allgemeinen Schrecken, und fast sahen sich die Generale gezwungen, die Vorposten von dieser Gegend zu entfernen, obgleich das Verhältniß ihrer Lage und des Terrains sie zwang, diese Vorposten zu behaupten.

Selbst Dillier, Marceaus gewesener Adjutant ward von dieser Furcht mit ergriffen. Er war mit einer Patroulle ausgeritten! um das Nachtgespenst zu beobachten, welches für ihn ein sehr hohes Interesse haben mußte. Er war Marceau's vertrautester Freund, der Genosse seiner Siege und seiner Vergnügungen gewesen, und hatte erst noch acht Tage vor dessen Tode ihm eine seiner Maitressen, die Jüdin Sara aus M...z gegen einen wolfstriemigen Jagdhund abgehandelt. — Der Nachtgeist hatte sich ihm und der Pa

troulle genähert; mit Entsetzen hatte er die Züge seines verewigten Freundes und seine Stimme erkannt, die Furcht hatt seine Zunge gelähmt und ihn außer Stande gesetzt, denselben anzureden, wie er zu thun sich vorgenommen hatte, und er rapportirte nun mit Grauen, was er gesehen hatte.

Jetzt war die Sache auf das höchste gekommen. Den französischen Generalen blieb, wenn sie nicht ihren ganzen Vorpostenkordon zu dem offenbarsten Nachtheile ihrer Operationen und mit augenscheinlicher Gefahr verändert wollten, nichts übrig, als den Spukgeist aus der Gegend wegzuschaffen, sollte es auch durch Kapuzinerbeschwörungen geschehen müssen, denn entweder die Armee oder das Gespenst mußte die Gegend räumen. Ein Brigadegeneral nahm es über sich, den Geist zu bannen. Zu diesem Behufe suchte er sich funfzig Kavalleristen von bekanntem Muthe aus, mit welchen er die Gegend, in der Marceaus Geist sein Wesen trieb, in der größten Stille umstellte. Zwei Nächte ließ der Geist ihn auf sich warten. In der dritten erschien er, und stieß dem Generale, der mit zehn Mann auf dem Felde umherritt, selbst auf.

Es war Marceau, wie er gelebt und gewebt hatte. Zug für Zug ähnlich; in der Kleidung welche er trug, in den Manieren und der Stimme, selbst in der Art, sich zu Pferde zu halten dies Pferd selbst, alles waren Marceaus Klei-

dung, Manieren, Stimme, Haltung und Pferd. Ohne sich durch den General und seine Begleitung im mindesten irre machen zu lassen, sprengte der Nachtgeist an demselben mit seinem gewöhnlichen Aufrufe vorüber. — Der General war erstaunt, aber er faßte sich gleich wieder, und rief das Gespenst an, das sich durch dies Anrufen nicht irre machen ließ, und sich gar nicht daran zu kehren schien. Jetzt ließ der General seine Eskorte Jagd auf dasselbe machen, und sprengte selbst demselben nach. Die Chasseurs schossen auf dasselbe; das Gespenst eilte ohngestört weiter. Endlich erreichte einer derselben, der das flüchtigste Pferd hatte, den Geist, und fiel rasch seinem Pferde in den Zügel. Jetzt umfaßte er das Gespenst, und warf es mit starken Armen aus dem Sattel, während er selbst vom Pferde sprang. Man sah ihn mit dem Geiste ringen, der seinen körperlichen Kräften zu erliegen schien. „Herbei, Kameraden! schrie er, der Geist hat Fleisch und Beine."

Ohne Mühe bemächtigte man sich nun des Spukgeists, und führte ihn lautlachend im Triumphe nach Koblenz.

Es war ein Sergeant des fünften Chassenr Regiments, und hieß Jeannel. Wirklich hatte er mit dem General Marceau viele Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und dem Körperbau, hatte diese Aehnlichkeit durch Kunst erhöht, und wußte die Manieren und Gestikulation des Verlebten täuschend nach-

zuahmen. Er war einige Jahre bei Marceau Bedienter gewesen, und nur erst vor einem halben Jahre aus desselben Diensten getreten; es war ihm daher nicht schwer, den General zu kopiren, welchen zu beobachten er so lange Gelegenheit gehabt hatte. Marceau hatte ihm einst eine abgetragene Uniform geschenkt, um solche, da sie, wie alle Uniformen der französischen Generale, reich mit Golde besetzt war, zu verkaufen; diese besaß er noch, und bediente sich derselben jetzt zu den nächtlichen Wanderungen, deren Zweck wir gleich hören werden. Auch das Pferd, welches er bei diesen ritt, hatte dem gefallenen Generale gehört. Es war, weil es verwundet worden, und daher unbrauchbar zu werden schien, verkauft worden; ein Bauer hatte es an sich gebracht, und durch eine ziemlich glückliche Heilung dasselbe wieder größtentheils brauchbar hergestellt. Da dieser Bauer mit zur Intrigue gehörte, von welcher wir gleich sprechen werden, so lieh er dasselbe zu Jeannels nächtlichen Expeditionen gerne her, und so war die Täuschung vollkommen, welche, da der Chasseur die französischen Soldaten kannte und Muth genug hatte, um nicht vor dem ersten Anscheine irgend einer Gefahr zu entfliehen, so viele Menschen betrogen, und einen so großen Theil der französischen Armee in Schrecken gesetzt hatte.

Der Zweck der Masquerade war, wie es sich bei der Untersuchung, welche ein desfalls niedergesetztes Kriegsgericht gleich nach Jeannels Verhaftung vornahm, auswieß, folgender:

Jeannel lag mit einem Theile seiner Eskadron seit langer Zeit auf einem benachbarten Orte. Durch die Länge dieses Aufenthalts war er mit den Bauern dieses Orts vertraut geworden, und da er als ein ächter Franzos auf jeden Gewinn erpicht war, ohne sich um die Mittel, wodurch derselbe erhalten werden konnte, viel zu bekümmern, gieng er in ein Projekt ein, welches diese Bauern mit vieler Schlauheit entworfen, und welches allerdings einen reichen Gewinn abwarf, wovon derselbe einen beträchtlichen Antheil erhielt.

Es war nämlich in dortiger Gegend gerade ein beträchtlicher Ankauf von Schiffbau- und Brennholz, welches mehrere Holzhändler zu sehr theuren Preisen aufkauften, und nach Holland absetzten. In den angrenzenden herrschaftlichen und gemeinheitlichen Waldungen fand sich eine Menge des schönsten Holzes, aber die Gemeinden ließen durch ihre Schützen und Förster das letztere, und die französischen Kommissairs durch ihre Wächter das erstere so scharf gegen die unberufenen Liebhaber desselben bewachen, daß demselben ohne außerordentlichen

Hülfsmittel nicht beizukommen war. Da der aufgestellten Wächter zu viele waren, so war der sonst bei den Franzosen überall so sehr ergiebige Weg der Bestechungen unthunlich, weil die Summe derselben bei so vielen, an die sie hätten gegeben werden müssen, den Preis des Holzes reichlich erschöpft haben würde. Zudem war es den Bauern sehr einleuchtend, daß es unvernünftig sey, viel Geld an eine Sache zu wagen, wenn man sie wohlfeiler haben könne. Sie trafen also mit Jeannel die Verabredung, daß dieser Marceau's Geist spielen, so die Waldschützen und Garden verscheuchen, und nach und nach die Gegend in einen so gefürchteten Gespensterruf setzen solle, daß kein Schütze oder Wächter mehr dieselbe zur Nachtszeit zu betreten getraue. Während Jeannel seine Geisterrolle spielte, stahlen sie hinter ihm in dem angränzenden Forste die schönsten Bäume, schleiften solche sogleich zu den Floßen oder in die Magazine der Holzhändler, und bezogen von diesen eine beträchtliche Bezahlung, welche sie mit Jeannel'n theilten.

Da kein Gesetz es verbietet, zur Nachtzeit auf dem Felde spazieren zu reiten, und die französischen Soldaten zum Muth gegen ihre Feinde anzufeuern, so kam Jeannel mit einem achttägigen Arreste davon, und die Bauern, welche mit weniger Schonung behandelt wurden, mußten das gestohlne Holz theuer bezahlen. Das Pu-

blikum und die Armee lachten über den Schalksstreich eines Eulenspiegels, der eine ganze Gegend und eine ganze Armee in Schrecken zu setzen gewußt hatte.

Die Municipalität von R.....y.

Ein bekannter französischer Schriftsteller macht von der französischen Revolution die Bemerkung, sie verschlechtere die guten Köpfe, und verderbe die Herzen. Den Grund von ersterem glaubt er darin zu finden, weil bei dem allgemeinen Empordrängen so viele geringhaltige Menschen der Unbedeutenheit, zu welcher sie eigentlich von der Natur bestimmt zu seyn schienen, zu entsteigen sich bemühten, wie die Frösche nach einem Sturme ihrem Sumpfe; so, daß vor den vielen mittelmäßigen Köpfen fast kein großer Geist aufkommen könne; und den Grund des zweiten findet er wesentlich mit darin, daß so viele vernunft- und morallose Menschen an die Spitze der öffentlichen Geschäfte gestellt wurden. Wir überlassen den

Schriftstellern, die einen andern Zweck als wir haben, die Untersuchung über die Wahrheit und die Ursachen dieser Bemerkungen, und liefern nur zu dem letzteren, und der weit allgemeinern, und auf eine fast allgemeine Erfahrung gegründeten Behauptung, daß in dem neuern Frankreich die öffentlichen Stellen fast durchgehends mit unmoralischen und wirklich schlechten Menschen besetzt werden, nachstehende buchstäblich wahre Geschichte, als einen Beleg.

In einem Dorfe des Departements de l'Oise baten vier Soldaten in dem letzten Hause des Dorfs, das von den übrigen etwas entfernt stand, um ein Nachtlager. Sie waren mit Urlaub zu Hause gewesen, eilten jetzt zur Rheinarmee zurücke, und Hunger und Ermüdung zwang sie, nach einem weiten Marsche, bei hereinbrechender Nacht die Gastfreundschaft des Bewohners dieses Hauses in Anspruch zu nehmen. Garcier, so hieß der gutherzige Landmann, nahm die Ermüdeten willig und freundschaftlich auf, setzte ihnen das beste, was er im Hause hatte, vor, und bereitete ihnen dann in der an seine Wohnstube anstoßenden Kammer ein Lager von frischem Stroh und warmen Decken.

Gegen ein Uhr in der Nacht, als alles im ersten Schlafe lag, weckte ein fürchterliches Poltern an der Thüre die Schlafenden. Garcier eilte zum Fenster, und kaum hatte er dasselbe geöff-

net, als eine fürchterliche Stimme ihm zurief, daß er sogleich die Tags zuvor eingenommen 2400 Livres herunter werfen solle, wenn er verhüten wolle, daß sein Haus erstürmt und er mit Weib und Kindern ermordet würde.

Garcier bedachte sich nicht lange. Er sah im Mondscheine acht Kerls um seine Thüre stehen, welche jede Minute dieselbe einzuschlagen drohten und ihn eilen hießen; er glaubte Verdacht haben zu dürfen, daß diese mit seinen Gästen im Einverständnisse seyen. Zweimal bereits waren in dem Dorfe ähnliche Räubereien geschehen, und jedesmal die Beraubten, welche nicht gutwillig sich berauben lassen wollten, getödtet oder doch tödtlich verwundet worden. Unter diesen Umständen hielt er es für räthlicher, den Räubern freiwillig das geforderte Geld auszuliefern, als durch fruchtlose Widersetzlichkeit und Verweigerung dasselbe zugleich mit seinem Leben zu verlieren.

Weinend gieng er daher zur Truhe, worin er dasselbe verwahrt hatte, und die sich in der Kammer befand, in welcher seine Gäste schliefen. Er hatte nach einem hartnäckigen Prozesse gestern erst dies Geld von seinem Gegner für ein ihm verkauftes Grundstück aufgezählt erhalten. Es waren 2900 Livres gewesen, aber die Advokaten, Taxen, der Stempel und die Minutengebühren der Munizipalbeamten hatten den Rest aufgefressen, und die Munizipalität, von welcher ihm

gestern dasselbe aufgezählt worden war, hatte ihm solchen sogleich bei der Aufzählung abgezogen. Dieser Rest war zur Bezahlung einiger dringenden Gläubiger bestimmt, denen er dieses am andern Tage bringen wollte.

Als die Soldaten, durch den Lärm bereits erweckt, ihren Wirth weinend in ihre Schlafkammer kommen sahen, fragten sie ihn um die Ursache dieser nächtlichen Störung. Sie riethen ihm, als er seine Erzählung geendet hatte, den Räubern willig die Thüre zu öffnen, und sich dann schnell hinter dieselbe zurückzuziehen. Nachdem sie ihre Flinten geladen hatten, folgten sie Garcier'n in möglichster Stille auf den Vorplatz. Dieser öffnete nun die Thüre, während dem von außen unaufhörlich gegen dieselbe gepoltert ward, und zog sich hinter diese zurücke. Augenblicklich drang der ganze Haufe von Räubern durch die Thüre, und eben so schnell stürzten deren vier von dem Feuer, welches die Soldaten auf diese gaben, zu Boden. Die übrigen entflohen mit Pfeilschnelle; es war denen ihnen nachsetzenden Soldaten unmöglich, sie einzuholen.

Die Soldaten eilten nun zu der Munizipalität des Orts, die Sache anzuzeigen. Weder der Maire noch dessen Adjunkten waren zu Hause, es hieß, sie seien verreißt. Sie giengen daher zu der Minizipalität des ohnfern diesem Dorfe

liegenden Städtchens, und nachdem diese nochmal zuvor nach den Verwaltern des Dorfs geschickt, und diese gleichfalls nicht angetroffen hatte, verfügte sie sich selbst an Ort und Stelle. Die Leichname der gefallenen Räuber lagen noch auf dem Platze, auf dem sie gefallen waren, in ihrem Blute. Es waren vier verkappte, mit Säbeln und Schießgewehren bewaffnete Kerls, deren Gesichter eine Maske verbarg.

Die Munizipalität ließ diese Leichname mit allen Formalitäten der Gesetze aufheben, vernahm die Bauern und die Soldaten, und schritt dann zur Besichtigung der Getödteten. Als man denselben die Masken abnahm, entdeckte man — den Maire des Dorfes, seine Adjunkten und seinen Huissier. Die Mitgenossen ihres Verbrechens blieben unerforscht.

Der Schatzgräber.

Ein Beispiel einer Kabale auf dem Lande.

Vor etwa vier Jahren giengen von einem benachbarten Fruchtmarkte ein Müller und ein Becker nach ihrem Wohnorte, L...., einem Städtchen

im — schen mit einander zurücke. Helm, der Becker, stand in dem nicht ungegründeten Rufe, ein schlauer Kopf zu seyn, dem es, wenn sich ein Vortheil für ihn dabei zeige, auf die strengen Grundsätze des Mein und Dein eben so genau nicht ankomme, und man gab ihm mancherlei Schelmereien schuld; ohne solche jedoch gerade gegen ihn genau beweißen zu können. Dagegen war er auch wieder andern durch vorgeschlagene und gut ausgefallene Spekulationen und geleistete thätige Dienste höchst nützlich geworden, und sehr vielen hatte er — dem Anscheine nach ohne Eigennutz — sehr wichtige Gefälligkeiten erzeugt. Eine Menge Heirathen, größtentheils glücklich, waren durch ihn gestiftet, eine Menge Vergleiche zu Stande gebracht, Aussöhnungen zwistiger Theile erwirkt, und Käufe unter seiner Anleitung zur allerseitigen Zufriedenheit eingeleitet worden. So war er bei einem Theile des Publikums seines Vaterstädtchens eine Art von Hausorakel geworden, ohne welches keine Handlung von Wichtigkeit vorgenommen, aber auch kein Kuchen verzehrt und kein Schmaus gehalten ward. Wirklich hatte er auch einen sehr guten Verstand, richtige und helle Begriffe, eine vorzügliche Ueberredungkraft, und war seinen sämtlichen Landsleuten an Geistesgaben, vorzüglich aber an Schlauheit überlegen; — niemand wußte so recht, wie man mit ihm daran war, niemand traute ihm daher auch ganz, obgleich auch niemand ihn gera

dezu zu beschuldigen wagte, und diese Zweideutigkeit und die hieraus entstehende Furcht erhöhte seine Superiorität über seine Nachbarn. — So glücklich die Spekulationen, welche er andern vorgeschlagen hatte, fast immer ausgefallen waren; eben so unglücklich waren jene gewesen, welche er selbst ausführen wollte, und es schien fast, als ob er wohl eine Unternehmung ausdenken und vorschlagen, aber nie eine ausführen könne; denn alles, was er bisher noch selbst unternommen hatte, war höchst unglücklich abgelaufen, und von einem nicht unbeträchtlichen Vermögen war ihm nichts übrig geblieben, als sein Backhaus und einige unbeträchtliche Aeckerchen, wovon er mit einer Familie von sechs Kindern nicht ohne Noth zu leben im Stande gewesen wäre, wenn nicht die Hülfsmittel, die er in seinen Talenten und den für dieselbe günstigen Umständen seiner Lage fand, ihm einen wesentlichen Erwerb von seinen einfältigen Mitnachbarn an Geld und Lebensmitteln aller Art verschafft hätten. Seine Frau war von ihm kultivirt worden; sie stand ihm an Verstand nicht nach, an Schlauheit aber übertraf sie ihn noch bei weitem, und da sie die weisse Frau im Orte machte, und bei den Weibern des Städtchens eben die Rolle übernommen hatte, welche ihr Ehemann bei den Männer desselben spielte, so half sie sehr thätig dazu, die Familie zu ernähren, und ihr Erwerb hieraus war vielleicht noch beträchtlicher, als je-

ner ihres Mannes. Vielleicht war diese Rolle, welche er spielte, die einzige Spekulation Heims, welche demselben je geluugen war. — Von seinen Kindern war nur erst die älteste Tochter erwachsen; ein äußerst schönes, verständiges Mädchen, um welches die vorzüglichsten jungen Bursche in Heims Vaterstädtchen bereits geworben hatten. Heim, der die Vorzüge seiner Tochter kannte, und als Vater dieselbe ohnehin mit dem Vergrößerungsglase betrachtete, hatte auch für diese eine Spekulation entworfen; nach ihm durfte kein anderer sein zukünftiger Eydam werden, als ein reicher Kaufmann, für den er dann zu spekuliren gedachte, denn für einen Burschen seines Städtchens hielt er seine Albertine zu gut, und das Mädchen selbst schien eben so viel Zutrauen in die Einsichten und Plane ihres Vaters zu setzen, als das übrige Publikum ihres Städtchens, denn sie wieß selbst die vortheilhaftesten Brautwerbungen ab, und nach ihrer Spekulation, die freilich von der ihres Vaters beträchtlich differirte, mußte es wenigstens ein regierender Lieutenant seyn, den sie mit ihrer Hand zu beglücken gedachte.

Unter den Brautwerbern, welche zeither Körbe bekommen hatten, befand sich auch der Müller Andreas Torf, den wir gleich am Eingange dieser Geschichte Heimen auf dem Rückwege von dem benachbarten Fruchtmarkt verlassen haben. Sein gefälliges Aeußeres und sein für seine Verhältnisse

nicht unbeträchtliches Vermögen hatten ihn, gegen alle seine bessern Erwartungen, nicht gegen ein Körbchen schützen können, welches die schöne Albertine ihm, weil er noch nicht einmal Fähndrich war, in bester Form ausfertigte. Torf, der zugleich ein höchst gutartiger Junge war, war entweder zu gutherzig oder zu verliebt, um hierdurch sich aufbringen oder abschrecken zu lassen; er hoffte vielmehr, daß die Zeit, welche Marmorblöcke auflößt, auch noch das Herz seiner Schönen erweichen würde, und suchte daher jede Gelegenheit auf, dem Meister Heim und seiner schönen Tochter gefällig zu seyn, die beide aus gleichem Grunde gegen ihn spröde thaten, weil er nämlich in ihre in den Grundzügen miteinander übereinstimmende, und nur in den äussern Ramifikationen von einander abweichende Plane einzugreifen gewagt, und die Sünde begangen hatte, um ein Mädchen werben zu wollen, das, wie Vater, Mutter und Tochter, sich sehr unison ausdrückten, etwas bessers werth war, als einen Müller.

Nachdem wir so die Hauptpersonen kennen gelernt haben, welche uns in dieser Erzählung interessiren werden, wollen wir zu jener gemeinschaftlichen Rückkehr vom Fruchtmarkte zurückgehen, auf welchem sich eigentlich die Geschichte entspann, die wir unsern Lesern dahier erzählen. Torf sparte auf diesem weder des Weins, mit

dem er auf seine Kosten Heimen in allen Schenken, welche sie passirten, bewirthete, noch aller möglichen Schmeicheleien, welche er aufzubringen vermochte, um eine für ihn so wichtige Person, als der Vater seiner Adorata war, zu gewinnen. So geschah es auch, daß er, um denselben von dem lebhaften Antheile zu überzeugen, den er an seiner Gesundheit nehme, und der diesem, wie er berechnete, nicht anders als schmeichelhaft seyn konnte, in seinen Begleiter mit der freundschaftlichsten Miene drang, ihm zu sagen, was ihm dann eigentlich fehle, und was die Ursache sey, daß er immer so bleich und übel aussehe. Heim war nämlich durch die steten Anstrengungen seines Geistes immerhin kränklich, und so hager und bleich, daß man ihn in der Gegend und in seinem Städtchen selbst mit dem gegen die Ehrfurcht, die man sonst für ihn hatte, etwas anstoßenden Namen, der kranke Becker, von seinen übrigen gesündern Kollegen unterschied.

Wir wissen nicht, ob Heim durch eine schnelle Inspiration an diese Frage augenblicklich den Plan reihte, welcher der Gegenstand dieser Geschichte ist, oder ob er denselben schon zuvor entworfen hatte, und ihn nur bei dieser Gelegenheit auf eine allerdings sehr schickliche Weise anknüpfte. Vorerst schien Torf in so weit seinen Zweck erreicht zu haben, und Heim durch die ihm heute in den Schenken und vorzüglich durch den jetzt

bewießenen Antheil an seiner Gesundheit ihm bezeigte Aufmerksamkeit so gerührt, daß er seinem Begleiter die eigentliche Ursache seiner Kränklichkeit, die er außer ihm noch niemand in der Welt entdekt habe, welche außer ihm und seiner Frau niemand wisse, und selbst nicht einmal jemand ahne, zum Beweise seines grenzenlosen Zutrauens zu entdecken versprach. — Nachdem er noch durch Abnahme des feierlichsten Versprechens, niemand in der Welt von dieser Entdeckung je das geringste mitzutheilen, den ehrlichen Torf zur höchsten Erwartung gespannt hatte, entdeckte er ihm, daß es in seinem Hause umgehe, und allnächtlich ein Geist sich sehen lasse, der ihn necke und plage, ihn oft schon, selbst am Tage, fürchterlich gemartert habe, und mit dem er durch kein Gebet noch sonstige Bemühung sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen vermöge. Torf rieth ihm, was jeder andere, der eben so wie er, Heims Erzählung vollen Glauben beigemessen hätte, demselben auch gerathen haben würde, sein Haus zu verkaufen, und in ein anderes zu ziehen; aber Heim widerlegte ihm diesen gutgemeinten Vorschlag damit, daß er zwar auch schon lange diesen Gedanken gehabt habe, aber eben so bald wieder davon abgestanden sey, da der Geist ihn versichert hätte, daß er bei der ersten ernstlichen Anstalt, welche er machen würde, das Haus zu verlassen, ihm den Hals umdrehen werde, und Torf wußte seinem Freunde nun kein ande-

res Mittel, als den Geist beschwören zu lassen, wogegen ihm dann dieser erwiederte, daß er schon lange dies beabsichtet, auch einmal erwirkt habe. Es sey nicht leicht, einen Geistlichen zu finden, der sich hierzu verstünde, und noch schwerer, einen solchen zu finden, der das hierzu erforderliche Geschick habe; sehr oft schon zwar sey der Geist beschworen worden, aber nur ein einzigesmal erschienen, und habe so ungeheure Forderungen gemacht, wenn er erlößt werden und seinen bisherigen Aufenthalt verlassen sollte, daß die Erfüllung derselben ihn reichlich dreimal so viel gekostet haben würde, als sein Haus werth sey; freilich habe derselbe auch von einem beträchtlichen Schatze gesagt, der unter seinem Hause begraben liegen solle, hiervon aber nur so unbestimmt gesprochen, daß man daraus wenig Zuverläßiges habe abnehmen können; eben darum habe er bisher, aber immer vergeblich, einen Beschwörer gesucht, der stark genug wäre, den Geist zu bändigen, und er mit seiner Familie alltäglich eine bestimmte Anzahl von Gebeten bete, um dem Geiste die Pein, welche er in der Ewigkeit zur Strafe seiner Sünden erstehen müsse, zu erleichtern worin sie durch diese Andacht demselben, wie er versichere, bereits eine beträchtliche Erleichterung verschafft hätten.

Torf war hingerissen von Verwunderung und Mitleid, und nachdem er auf seine Frage, ob er

hierbei nichts helfen könne, von Heim die Weisung erhalten hatte, für den Geist fleißig zu beten, erbot er sich noch mit sehr vieler Wärme, zu helfen, wo er könne, und bat daher den Becker, sich Mühe zu geben, um einen tüchtigen Beschwörer zu finden, und ihn dann wissen zu lassen, wenn derselbe da sey, wo er von seiner Seite gewiß alles mögliche thun werde. Heim versprach ihm dagegen noch, ihn in der nächsten Nacht den Geist sehen zu lassen.

Wirklich erfüllte er auch sein Versprechen. Gegen zehn Uhr schickte Heim seine Kinder schlafen, und legte sich mit seiner Frau und Torf, der mit immer zunehmender Aengstlichkeit der Dinge, die da kommen sollten, harrte, aufs Beten, wie er solches, seiner Angabe nach, jede Nacht von zehn bis zwölf zu thun gewohnt war. Gegen halb zwölf Uhr ward die Thüre mit Ungestüm aufgestoßen, und es zeigte sich an der Wand eine kleine, bleiche wolkigte Menschengestalt, während ein schwächlicher Abglanz in dem ganzen Zimmer sich verbreitete, in welchem man, weil der Geist nach Heims Angabe kein Licht leiden konnte, vorlängst die Lichter ausgelöscht hatte. Die Gestalt bewegte sich einigemal langsam und zitternd, und schien dann sich in den Boden des Zimmers zu verlieren. — Torf kreuzte und segnete sich zitternd, und brummte alle Beschwörungen her, welche er je gehört hatte. Kaum war der Geist verschwunden, als er schon den

Becker auf das inständigste bat, ihn doch gleich aus dem Hause zu geleiten, wenn er nicht haben wollte, daß die Angst ihn zur Leiche mache. Heim war hierzu willig, und zündete ein Licht an, mit welchem er Torfen vorgieng. Aber kaum waren sie in dem Vorplatz des Hauses, als das Licht erlosch, und der arme Torf von dem Geiste, der nun einmal, wie alle Geister der Nacht, kein Licht leiden konnte, einige derbe Ohrfeigen, welche dem Grade der Kraft nach, eine ungeistige Hand nicht stärker hätte geben können, erhielt, mit welcher unfreundschaftlichen Bewirthung er dann das Haus verließ.

Am andern Tage wiederholte Torf an Heim das Erbieten, alles mögliche, was in seinen Kräften stehe, zur Erlösung des Geistes beizutragen, und dieser versprach dagegen, sich alle Mühe zu geben, um einen tüchtigen Beschwörer zu finden, Torfen die Hälfte des Schatzes, welchen sie heben würden, als Eigenthum zu überantworten, und ihm nicht weiter in der Heirath mit seiner Tochter entgegen zu seyn, wenn anders diese, deren Einwilligung vorbehalten ward, nicht durchaus abgeneigt dagegen sey. Von nun an war Torf täglich in dem Hause des Beckers, der jetzt, da er von Torf auf die freilich etwas unsichere Hypothek des zukünftigen Schatzes vollen Kredit und Mehl vollauf geborgt erhielt, sein Gewerbe, das er

seit einiger Zeit liegen gelassen hatte, weil er außer Stande gewesen, sich Mehl anzukaufen, wieder anfieng, und sein Feld, das er zeither selbst gebaut hatte, jetzt wieder durch Taglöhner bauen ließ. Die schöne Albertine, Heims Tochter, that minder spröde gegen den Müller. Ein kleiner Zwist entzweite jedoch nach einiger Zeit dieselbe mit Torf, und dieser, der sich nach Art der Liebenden mit Albertinen necken wollte, setzte seine Besuche aus, mit diesen fiel der Vorschuß des Mehls weg, des Geistes ward wenig mehr gedacht, Heim arbeitete wieder im Taglohne und auf seinen übrigen Spekulationen, Torf hatte sich in die Ueberzeugung gefügt, daß er, wenn Heim nicht so glücklich wäre, den Schatz zu heben, nie etwas von dem demselben gemachten Vorschusse zurückerhalten würde, und drang daher immer noch von Zeit zu Zeit in Heim, daß er einen Beschwörer herbeischaffen solle, damit sie den Schatz heben könnten.

So hatten die Sachen ohngefähr ein Jahr lang gestanden, als einst Heim zu Torfen mit der Nachricht kam, daß er einen Mann gefunden habe, der ihm tauglich und geschickt genug schien, den Geist mit Erfolge beschwören zu können, wobei er diesen einlud, mit ihm denselben zu besuchen, da er ihn auf den andern Tag zu einer Zusammenkunft in den benachbarten Wald eingeladen habe. — Willig nahm

Torf die Einladung an, und sie trafen an dem verabredeten Orte einen phantastisch gekleideten Greis mit einem langen Barte, der ihnen ohne viele Umstände versprach, den Geist zu beschwören und den Schatz zu heben; jedoch könne solches erst nach drei Wochen geschehen, da er zu den nöthigen Vorbereitungen zu diesem Geschäfte wozu er sich durch Fasten und Beten zubereiten müsse, so viel Zeit nöthig habe. Er verzichtete zugleich auf alle Belohnung, und gab vor, daß es ihm schon Belohnung genug sey, wenn er einen unglücklichen Geist von seiner Pein befreien könne.

Auf dem Heimwege wollte es zwar unserm Müller nicht recht gefallen, daß der Beschwörer kein Priester war; indeß war er hierüber sehr bald durch Heimen beruhigt, der ihm von der Heiligkeit und Wunderkraft des Greises eine sehr glänzende Schilderung machte, und so war sein Zutrauen zu dem Wundermanne, seine Erwartungen zu einem reichen Funde und mit diesem Heims Kredit bald wieder hergestellt, von welchem letztern derselbe auch noch am nämlichen Abende Gebrauch machte. — Aber bei allem dem verunglückte das Unternehmen durch den Tod der Hauptperson. Heim hatte sich bei einem Schmause, den ihm Torf in Erwartung des zukünftigen Reichthums gab, so überladen, daß von den Folgen der daher ent-

standenen Unverdaulichkeit seine ohnehin geschwächte Maschine zusammenbrach, und da nur er den Wundermann kannte, der den Geist beschwören und den Schatz haben sollte, und Torf, der zwar einigemal den Ort besuchte, an welchem sie mit demselben zuvor zusammengetroffen waren, denselben nie fand, so gab er die Hoffnung auf, den Plan ausführen zu können, tröstete sich über den Verlust der dem Verlebten gemachten nicht unansehnlichen Vorschüsse, von welchen dessen Wittwe nichts wissen wollte, und vergaß nach und nach die Sache und selbst seine Liebe zu der schönen Albertine, welche seit ihres Vaters Tode ihn auch nicht einmal eines Blickes mehr würdigte, und mit den Offizieren, welche der Krieg in das Städchen führte, abwechselnd einen Roman um den andern spann.

Nach drei Jahren, binnen welchen Torf bereits Gespenst, Schatz und selbst seine Liebschaft vergessen hatte, erschien eines Abends bei ihm ein Einwohner eines benachbarten fremdherrischen Dorfs, Nahmens Blinder, den er sonst als einen ehrlichen Mann gekannt, und in dieser Zuversicht bereits gleichfalls so viel Mehl geborgt hatte, daß er seit langer Zeit ihm keinen Kredit mehr gab. Dieser entdeckte ihm, daß der Müller Albert im Sternthale einen Geistlichen bei sich habe, der demselben einen Geist beschwören, und durch dessen Hülfe ihm

ehegestern einen Schatz von 3000 Thalern gehoben habe. Dieser Priester Gottes könne mehr als Brodessen denn der Müller Albert habe ihm zugleich gesagt, daß derselbe, ohne je in L. gewesen zu seyn, gleichwohl wisse und ihm entdeckt habe, daß in dem Hause des dort verstorbenen Beckers Heim ein Geist einen höchstbeträchtlichen Schatz bewache, und seiner Erlösung und der Hebung dieses Schatzes harre. Albert habe ihn daher zu Torf geschickt, da derselbe wisse, daß er mit Heim in dem innigsten Vertrauen gelebt habe, um sich zu erkundigen, ob dies wahr sey, und damit, im Falle sich die Sache so befände, Anstalten getroffen werden könnten, den Geist zu erlösen und den Schatz zu erhalten, wozu sich jetzt eine Gelegenheit durch den aufgefundenen Wundermann fände, die sich nicht alle Tage biete. Zugleich zahlte Blinder dem Müller ein paar Thaler seiner Schuld, welche er für einige bei der Beschwörung geleistete Dienste von dem Sternthaler Müller erhalten zu haben vorgab.

So sehr in diesem Augenblicke auch in Torfen all der alte Wunderglaube erwachte, so sehr er den angeblich so beträchtlichen Schatz zu heben lüstern war, zu dem ihm die von Blindern geschehene Zahlung die Hoffnung verstärkte, da er wohl wußte, daß dieser ohne eine so außerordentliche Gelegenheit außer Stan-

de war, ihm auch nur einen Groschen zu zahlen, und so groß das Zutrauen war, das er sonst auf diesen bewährten ehrlichen Mann setzte, konnte Torf sich doch nicht gleich dazu verstehen, in die Sache einzugehen. Zwar hatte seine Herzensgüte, seine Leichtgläubigkeit, und das übergroße Zutrauen, das er zu allen Menschen hatte, sein Vermögen bisher sehr geschwächt, und die Hoffnung, an dem Schaze Antheil zu erhalten, mußte ihm daher doppelt angenehm seyn, es mißfiel ihm aber gar sehr, daß der Müller vom Sternthale die Hände mit im Spiele habe. Er kannte diesen seit lange als einen boshaften, verschmitzten, tückischen und gefährlichen Menschen, und lebte mit demselben wegen den wechselseitigen Eingriffen in die Banngerechtigkeiten, welche ihre Mühlen auf den angrenzende Dörfern hatten, in verjährter Feindschaft und immerwährendem Streite; noch mehr aber war er gegen denselben um deswillen erbitter, weil der Sohn desselben, der sonst gleichfalls um die schöne Albertine gebuhlt hatte, bei ihm im Verdachte stand, dies Mädchen gegen ihn eingenommen und so seine Verbindung mit demselben verhindern zu haben. Freudig würde er sogleich in den ersten Antrag gestimmt und alles aufgeboten haben, wäre nicht Albert mit in die Sache verwickelt gewesen. Aber er hatte Ursache, diesem nicht zu trauen, er hatte sogar ein leidenschaftliches Vorurtheil gegen al-

les, wobei dieser, sein Feind, mit auftrat, und so wieß er die Sache mit dem Ausdrucke: „daß er damit nichts zu schaffen haben wolle," von sich, und Blinder konnte durch alles Zureden nichts weiter von ihm erwirken, als daß er ihn an die Wittwe Heim lediglich verwieß.

Nach zwei Tagen erschien diese selbst bei unserm Müller. Sie erzählte ihm, daß Blinder ehegestern bei ihr gewesen, und ihr das nämliche erzählt habe, was wir bereits wissen, daß sie aber denselben durchaus abgewießen habe, weil sie bereits allen Glauben an dergleichen Hülfe, und alle Hoffnung, den Geist zu bannen, Ruhe in ihrem Hause zu erhalten, und den Schatz zu heben, aufgegeben habe, indem ihr die zahllose Versuche, die sie bisher gemacht habe, durch die Kapuziner, welche in dem Städtchen ihre Höhle aufgeschlagen hatten, und in dem Handwerke der Beschwörer, das sie fleißig trieben, als Meister berühmt waren, den Geist bannen zu lassen, mißlungen wären, und der Eigensinn des Geistes oder vielleicht auch der hohe Grad seiner Verdammniß alle Mittel und Hülfe fruchtlos mache. Von dem Augenblicke an, daß sie Blindern abgewießen und dieser fortgegangen sey, habe der Geist seine Spukereien verdoppelt, und sie so geplagt und mißhandelt, daß sie heute selbst nach der Sternmühle gegangen sey,

um den dort sich aufhaltenden Beschwörer zu bitten, ihr Ruhe zu verschaffen. Glücklicherweise habe sie denselben dort noch angetroffen, da eine Unpäßlichkeit ihn an Fortsetzung seiner Reise, welche nach Rußland gehe, verhindert habe. Der Mann Gottes habe ihre Bitte erhört, und sey mit ihr hergekommen, wo er dann ohne viele Umstände den Geist in Gegenwart ihres Nachbarn, des Holzhauers Frisch, drr bei der ganzen Haudlung Zeuge gewesen sey, vorgeladen habe. Willig habe der Geist dessen Fragen beantwortet, obgleich derselbe diesmal nicht erschienen sey, er habe dem Geistlichen gestanden, daß er wegen ungerechtem Gelderwerb zu dieser sublunarischen Wanderung verdammt — übrigens aber zu erlösen sey, und diese Erlösung von ihm, dem frommen Manne, hoffe und erwarte; daß er durch das Gebet der Heimischen Familie, uud vorzüglich jenes des Müllers Andreas Torf schon große Linderung der Pein, zu welcher der ewige Richter ihn verurtheilt habe, erhalten, und daß er vorzüglich auf diesen Müller rechne, daß derselbe auch jetzt thätig zu seiner Erlösung mitwirken werde. Zugleich habe derselbe versichert, daß an einem Orte des Hauses ein höchstbeträchtlicher Schatz in alten Thalern verborgen liege, welcher nicht blos gehoben werden könne, sondern sogar gehoben werden müsse, wenn er erlößt, und der Freu-

den der Ewigkeit theilhaftig gemacht werden solle. — Der Geistliche habe sie nun zu Torf geschickt, um ihn einzuladen, an diesem verdienstvollen Werke Antheil zu nehmen. Da Torf sich über die Sache zu bedenken schien, so sagte sie ihm, daß er sich mit seinem Entschlusse nicht zu übereilen brauche, indem der Geistliche ihn erst am andern Morgen sprechen wolle, weil er sich schon wirklich eingeschlossen habe, um die Nacht mit Beten hinzubringen, und sich so zu dem wichtigen Werke vorzubereiten, das er morgen ausführen wolle.

Torf, dem die Sache nicht wenig wurmte, eilte, so wie die Beckerin ihn verlassen hatte, zu Frisch, dem Holzhauer, von dessen Redlichkeit und Neigung zu ihm er überzeugt war, und dieser bestätigte ihm die von der Wittib geschehene Erzählung der Geisterscene, von welcher er mit dem größten Erstaunen Zeuge gewesen war. Jetzt hatte Torf kein Bedenken weiter, sich in die Sache einzulassen, und begab sich am andern Morgen zu dem Beschwörer.

Dies war ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann, in der weltlichen Tracht der katholischen Geistlichen, und mit der etwas verwachsenen Tonsur, welche jene auf dem Hinterkopfe zu haben pflegten. Sein verschabter und abgetragener schwarzer Rock zeigte von Dürftigkeit, sein Benehmen von Kühnheit und der Lebhaftigkeit

seines Geistes. Er hatte nur eine Hand, und schon in dem ersten Momente der Bekanntschaft spann er den Faden der Unterhaltung so, daß er Torfen schrecklicherweise erzählen konnte, er sey Pfarrer im Elsaß gewesen, habe gegen das Revolutionswesen und den Umsturz der Religion und Altäre gepredigt, habe deshalb von Eulogius Schneider arretirt und vor das Revolutiontribunal gestellt werden sollen, welchem er aber entgangen sey; bei dem Verfolgen habe ihn einer der nachsetzenden Kavalleristen eingeholt, und als er sich zur Wehre gestellt habe, ihm die Hand abgehauen. Jetzt sey er auf dem Wege nach Rußland, woselbst er eine anständige Versorgung zu erhalten hoffe. — Dies Martyrerthum stärkte mächtig Torfs Zutrauen zu dem Wundermanne, und es ward diesem daher nicht schwer, seinen Ermahnungen, daß er zur Erlösung des unglücklichen leidenden Geistes alles thun müsse, was er vermöge, und in seinem Gewissen hierzu verbunden sey, den größten Eindruck zu geben. Torf versprach alles. Man machte sich nun an das Exorcisiren; der Beschwörer sprach aus einem dicken Buche eine Menge lateinischer Gebete und Beschwörungsformeln her, segnete sich, die Wittwe und Torfen, welche der Handlung beiwohnten, besprengte die Anwesenden und den Ort mit geweihtem Wasser, versicherte dann nach Umlauf einer Stunde die Gegenwärtigen, daß der Geist wirklich da sey, und zeigte ihnen zu-

gleich eine Ecke des Zimmers, in welcher sich derselbe, ihnen unsichtbar, jetzt befände. Dann fragte er mit gesetzter Stimme denselben, wer er sey, und was er hier suche? — Ein hohler heiser Ton aus einer entfernten Ecke des Zimmers beantwortete diese Fragen dahin, daß der Geist eines ehemaligen Rathsherrn des Städtchens, hier zu hausen von dem Weltrichter verurtheilt worden, weil er auch sonst hier gehauset, als er vor 160 Jahren die sterbliche Hülle bewohnt habe, die er jetzt abgeworfen habe, und daß dies seine Strafe sey, weil er viel unrechtes Gut zusammengescharrt, und hier den Mammon begraben habe. Schon habe zwar das Gebet Torfs und der Heimischen Familie ihm viel Linderung der Pein verschafft, zu welcher er verurtheilt worden, aber um ganz ihn zu erretten, müsse der Schatz gehoben werden, der in dem hintern Theile des Hofes, da, wo jetzt der Stall stehe, vergraben worden, und um diesen erheben zu können, müssen erst zwölf Lothe Goldes, gerade so viel, als sich ungerechtes Gut bei diesem Schatze befände, ersetzt werden. Reichlich werde der Schatz, den er seinen Erlösern hiermit schenke, und der in 29000 harten Thalern bestehe, ihre Mühe lohnen; und er, der Geist, werde, wenn er seine volle Erlösung erhalten habe, nie aufhören, zu dem Ewigen zu flehen, daß auch jenseits ihnen noch der Lohn ihrer frommen Handlungen zu Theil werde. Der Beschwörer versicherte jetzt

seinerseits den Geist, daß er und die Anwesenden alles für ihn zu thun bereit seyen, und daß der einzige Anstand hier sey, das Gold beizuschaffen, welches der Geist vorläufig herbeizuschaffen verlangt habe. „Du weißt wohl, sagte er unter „andern zu dem Geiste, daß ich zwar ein eifri„ger Diener Gottes, aber ein sehr armer Priester „bin, weil es dem Herrn beliebt hat, seinen „Diener heimzusuchen; ändre daher, wenn es „möglich ist, diese Forderung; gerne wollen wir „alle, die hier sind, von dem zu hebenden Schatze „keinen Groschen haben, denn unser Wille und „Wunsch ist nur, dich, du Armer! zu erlösen." Aber der Geist im Winkel blieb fest auf seiner Forderung, und behauptete, daß es der Wille des Ewigen sey, dieses ungerechte Gut vor allem herbeizuschaffen, daß sonst nicht das mindeste erwirkt werden könne, und er, wie er mit herzdurchschneidendem Jammer beisetzte, zu dauerndem Jammer so lange verdammt sey, bis dieser Ersatz geleistet werde. Der Müller Torf, setzte er hinzu, könne sehr leicht dies Gold beischaffen, und ihm lege er im Namen des Allmächtigen alle die Pein, die er selbst leiden müsse, für sein Leben jenseits auf die Seele. Der Beschwörer entließ jetzt den Geist im Frieden.

In dem Rathe, welchen Torf mit der Wittwe und dem Beschwörer hierauf pflogen, war man allerseits sehr verlegen. Dorf besaß dies geforderte Gold nicht selbst, und seine Kasse

war in diesem Augenblicke zu erschöpft, um dasselbe beischaffen zu können, bei der Wittwe gehörte dessen Beischaffung ohnehin unter die Unmöglichkeit, uud der Geistliche legitimirte sich, indem er seine Taschen umkehrte, auf der Stelle, daß er nicht so viel Groschen besitze. In dieser Verlegenheit erinnerte der Beschwörer, daß der Geist gesagt habe, Torf könne dies Geld recht gut herbeischaffen, und als diesem die Sache noch immer nicht recht eingehen wollte, und er Anstände zu machen fortfuhr, wußte der Beschwörer es ihm und der Wittwe so recht nahe ans Herz zu legen, daß es hier nur an ihnen stehe, ihr Glück zeitlich und ewig zu machen, und daß dagegen der Geist gedroht habe, Torfen jenseits auf das übelste zu empfehlen. Für sich selbst erklärte er, daß er auch nicht den geringsten Antheil an dem zu erhebenden Schatze verlange, und nicht das mindeste von demselben annehmen werde, denn sein Beruf und Pflicht sey blos, den unglücklichen Geist seiner Qualen zu erlösen. Er überlasse es daher blos dem eignen Gutbefinden Torfs und der Wittwe, wie sie hierin thun wollten.

Jach eilte jetzt Torf zu einem Lederhändler des Städtchens, und bat sich von diesem zwölf Loth Gold leihweise aus, die er ihm in drei Tagen wieder zu erstatten versprach, denn der Priester hatte ihn versichert, daß am dritten Tage der Schatz gehoben werde, und der Geist ihnen dann

anzeigen werde, wohin sie das Gold oder dessen Werth erstatten sollten, welcher letztere dann aus dem aufgefundenen Schatze selbst genommen werden könne.

Der Lederhändler gab Torfen, der sich wohl hütete, ihn von der Bestimmung dieses Goldes zu unterrichten, und den er als einen ganz wohlhabenden Mann kannte, bereitwillig das Gold in Dukaten von altem Schlage gegen eine ihm eingelegte Verschreibung von 200 Rthln., denn so hoch berechnete er Agio und Werth, und bat denselben, ihm doch ja das Gold eben so, wie er es empfangen habe, wieder zurück zu bringen, da solches sich von seinen Uranherrn her in seiner Familie erhalten und daher für ihn einen besondern Werth habe.

Der Beschwörer, zu welchem Torf mit dem Golde eilte, hatte den Eigensinn, dasselbe nochmals zu wiegen, um den Geist auch nicht um ein Aß zu betrügen, knetete hierauf solches in Gegenwart Torfs und der Wittib in ein Brod ein, welches er in eine in dem ihm angewießenen Zimmer stehende Truhe verschloß, zu welcher er Torfen den Schlüssel zustellte.

Am andern Morgen ließ er Torfen rufen, welchem er sagte, daß er so eben in ein benachbartes, etwa anderthalb Meilen entferntes Ort berufen worden, um auch dort einen Geist zu beschwören; er kenne die Menschen zu sehr, um

nicht zu wissen, daß, wenn er dahin abgienge, gegen ihn ein Verdacht entstehen werde; indessen sey der Ruf, den er erhalten habe, dringend und seine Reise verstatte ihm ohnehin nicht, sich lange in diesen Gegenden aufzuhalten, er könne daher in der Zwischenzeit der drei Tage, welche man nun nothwendig abwarten müsse, jenes Geschäffte abthun, und fordre daher Torsen auf, ihn entweder selbst an jenes Ort, in welches er abgerufen sey, zu begleiten, oder doch jemand mit ihm dahin abzuschicken. So sehr auch dieser von allem Mißtrauen entfernt und nun erst recht sicher gemacht, den Beschwörer versicherte, daß er ihm vollkommen traue, so sehr bestand dieser auf seinem einmal gemachten Antrage, und Torf, der nicht selbst denselben begleiten konnte, gab ihm daher eben jenen Holzhauer Frisch zur Begleitung mit, dessen wir eben schon erwähnt haben, und der allerdings seiner anerkannten Redlichkeit wegen auf jeden Fall der sicherste Begleiter war.

Am andern Tage kehrte Frisch allein zurück, und hinterbrachte Torsen, der sich höchlich verwunderte, ihn allein zurückkommen zu sehen, den Erfolg seiner Begleitung. — Als sie nämlich an das Ort gekommen seyen, erzählte er, wohin ihre Bestimmung gegangen, habe ihm der Beschwörer gesagt, daß er in die dort befindliche Benediktinerabtei berufen sey, und daß er Frisch, weil es sich doch nicht wohl

schicke, ihn dahin zu begleiten, in dem der Abtei grade gegen über liegenden Wirthshause warten solle, bis er zurückkomme. Da Frisch keinen Auftrag von Torf erhalten hatte, den Priester zu bewachen, sondern nur ihn zu begleiten, so hatte derselbe nicht den mindesten Anstand genommen, dessen Willen Folge zu leisten, hatte so die Nacht und den größten Theil des andern Tages den Beschwörer vergeblich erwartet, war dann selbst in die Abtei gegangen, denselben aufzusuchen, und hatte dort erfahren, was unsre Leser leicht schließen können, daß man keinen Geistlichen von der Art, wie er ihn beschrieb, kenne, am allerwenigsten aber hieher berufen habe; nur einer der Knechte erinnerte sich, gesehen zu haben, daß ein solcher Mann am vorherigen Tage zur vordern Pforte herein und über den Hof weg schnell zur hintern Thüre hinaus gegangen sey.

Torf eilte in das Heimische Haus, die Truhe, in die man das Gold gethan hatte, war noch verschlossen. Hierdurch wieder in seinem Zutrauen gestärkt, ließ er, obgleich halb irre, noch fünf Tage dieselbe verschlossen, und als er dieselbe endlich nach Umlauf dieser Zeit in Gegenwart der Wittwe Heim aufschlug, fand er, was er am ersten Tage auch schon hätte finden können, das Gold aus dem Brode, in welches man dasselbe eingeknetet hatte, herausgenommen, und die Kiste zugleich von dem Leinenzeuge, welches darin gewesen war, geleert.

Es ist zweifelhaft, wer von beiden über diese Entdeckung mehr lärmte, ob Torf über das verlorne Geld, oder die Wittib über das fehlende Weißzeug; jedes forderte den Ersatz seines Verlusts an das andere, und so schieden dieselben endlich höchst unzufrieden und mit Schimpfen und Schmähen auseinander. Torf blieb überzeugt, daß der Beschwörer den Geist wirklich beschworen habe, und auch ganz gewiß im Stande gewesen wäre, denselben zu erlösen und den Schatz zu heben, weil er den Geist reden gehört hatte, und er war um so mehr gegen denselben erbittert, weil er nicht blos ihn, sondern auch den Geist betrogen habe, welchem er gutherzig genug so sehr Erlösung gewünscht hätte.

Da Torf und die Wittwe sich wegen des erlittenen Verlusts nicht mit einander vergleichen konnten, so kam die Sache vor den Richter. Der Beamte des Städtchens sah die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte an, und überzeugte Torfen sehr bald, daß der Beschwörer weiter nichts als ein Betrüger und geübter Bauchredner war; die Wittib wollte sich durchaus nicht überzeugen lassen, und der Beamte, der hieraus sowol als aus andern Gründen gegen dieselbe den Verdacht schöpfte, daß sie an dieser Betrügerei beantheiligt sey, gab die Hoffnung auf, dieselbe zu belehren, ließ aber dieselbe in der Stille genau beobachten. Der Rechtsstreit ward dahin entschieden, daß Torf und die Wittwe den erlittenen

Verlust gemeinschaftlich tragen sollen, weshalb die letztere den Werth des ihr angeblich entkommenen Linnenzeugs und einiger Geräthschäften, welche sich gleichfalls in der Kiste befunden hatten, und mit entkommen seyn sollten, angab, und deren Werth eidlich so hoch bestimmte, daß Torf nur ein paar Groschen von ihr heraus bekam.

Der Beamte hatte indessen ganz recht gehabt, auf die Wittwe Heim Verdacht zu setzen; denn sehr bald gieng die Nachricht ein, daß an dem Halse der Tochter der Wittwe ein silbernes Medaillon gesehen worden, welches sich mit unter den Sachen befand, welche der Wittwe nach ihrem Angeben aus der Kiste entkommen waren; auch überzeugte man sich, daß die Wittwe zwei jener dem Beschwörer gegebenen Goldstücke, welche ihrer Seltenheit wegen sehr kenntlich waren, ausgetauscht hatte. Da noch mehrere nicht minder wichtige Verdachtgründe gegen dieselbe zu Tage kamen, so ward sie eingezogen; man fand ohngefähr noch die Hälfte des Goldes bei derselben, und von denen ihr angeblich entwendeten Sachen fehlte nicht das mindeste. Durch die Untersuchung entwickelten sich nachstehende Thatsachen.

Der verlebte Heim hatte eigentlich bereits damals schon den Plan entworfen, Torfen zu prellen, als beide, wie wir oben erzählt haben, mit einander von dem Fruchtmarkte nach Hause gien-

gen, und hatte damals schlau genug die Sache eingeleitet, wobei ihm Torfs Erkundigung um sein Befinden sehr zu statten kam. Um denselben gehörig zu kirren, veranstaltete er jene nächtliche Geisteserscheinung, die wir oben erzählt haben, wobei Heims Tochter, von der Sache unterrichtet, die Thüre aufstieß und die Ohrfeigen austheilte. Eine sogenannte Zauberlaterne erzeugte das Geistergemälde an der Wand und den matten Schimmer, welcher sich mit dem Verschwinden des Geistes in eben dem Augenblicke endigte, als Heim die Laterne senkte, und so der Erscheinung das Ansehen gab, als ob sie in den Boden des Zimmers versänke.

Um den Geist zu beschwören, worauf Torf so sehr drang, mußte Heim noch eine dritte hierzu geeigenschaftete Person in seine Intrique verwickeln, und dieses war etwas schwürig, da derselbe unter denen, die sich etwa hierzu würden haben gebrauchen lassen, niemand fand, der ihm hierzu brauchbar genug schien, und jene, welche er für geschickt genug hielt, zu redlich waren, eine solche Betrügerei ausführen zu helfen.

Nach langen und vielen Bemühungen fand er endlich einen hierzu geeigenschafteten Mann. Der Müller Albert vom Steinthale war es, der ihm aus dieser Verlegenheit half. Dieser, wel-

cher mit Torfen ihrer Mühlen wegen in einer ewigen Fehde lag, und denselben mit dem bittersten Hasse haßte, war, so bald ihm Heim den Plan mittheilte, eifriger noch als dieser selbst, einen Plan auszuführen, in welchem sein Erbfeind Torf nicht nur la Dupe war, sondern auch geprellt werden sollte, und so schaffte er einen schlauen und gewandten Bauern aus einem benachbarten Dorfe herbei, der wegen ähnlicher Schelmstreiche schon einigemal bestraft worden war; dieser spielte den Beschwörer im Walde, den wir oben zuerst auftreten gesehen haben, und schon durch diesen würde die Sache ausgeführt worden seyn, wenn Heim nicht vom Tode überrascht worden wäre.

Da mit Heims Tode der Familie desselben zugleich der vorzüglichste Theil ihres Einkommens entzogen ward, so wirkten endlich die wiederholten Vorstellungen, welche der Sternthaler Müller der Wittwe machte, in die er bei jeder Gelegenheit drang, so wie auch die Noth, welche wenigstens in der Art bei der Familie eintrat, daß sie nun nicht mehr so luxuriös leben konnte, als sie sonst zu thun gewohnt war, daß diese, welche anfänglich mit der Sache nichts zu thun haben wollte, es endlich übernahm, den Plan auszuführen. Dies Weib war eben so unternehmend, als schlau, und bei der Unterstützung, welche sie von dem Müller Albert erhielt, konnte es nicht fehlen, daß der gute Torf das Opfer der Intri-

que ward. Es fehlte nur noch eine Person, welche bei der Ausführung die Hauptrolle zu übernehmen geschickt war, und dies war die einzige Ursache, warum die Sache nicht um anderthalb Jahre früher ausgeführt ward, denn da der Bauer, der die Rolle des Beschwörers im Walde gespielt hatte, kurz nach Heim verstorben war, so fand sich nicht so schnell, als die Wittwe und Albert wünschten, eine andre gleich brauchbare Person. Die Ankunft eines Abentheurers half ihnen endlich auch aus dieser Verlegenheit. Dieser, der einst des Abend auf der Sternmühle um ein Nachtlager bat, zeigte, als dieser ihn willig aufnahm, während des Abendessens so viele Eigenschaften, welche ihn zu der zu übernehmenden Rolle geschickt zu machen schienen, daß dieser ihm ohnbedenklich den Plan entdeckte, worauf er sich auch sogleich zur Uebernahme der Hauptrolle willig finden ließ, wogegen ihm Albert ein Quart der zu erhaltenden Beute zuschickte, das zweite Quart ward Alberten selbst, und die übrige Hälfte der Wittwe Heim, welche man sogleich, um den Plan ins Reine zu arbeiten, herbeirief, stipulirt. Der Abentheuer selbst war wirklich Räubereien beantheiligt, und hatte bei einer derselben durch die herzugekommene Polizeiwache, gegen welche er sich zur Wehre setzte, seine Hand verloren; hierdurch war er gezwungen worden, die Gegend zu verlassen, hatte sich seit einiger

Zeit als ein ächter Vagabund im südlichen Deutschland herumgetrieben, wo er allerlei schlechte Streiche angefangen, und war nun in diese Gegend gekommen, um sein Glück zu versuchen, das er unter der Firma eines durch die Revolution unglücklich und verstümmelt gewordenen Geistlichen leicht zu erlangen hoffte.

Alles war von diesem Kleeblatte mit der äussersten Sorgfalt und Genauigkeit berechnet. Da Torf mit der Wittwe in einer Art von Unfrieden lebte, theils weil ihn derselben Tochter so spröde behandelt hatte, theils auch, weil diese die ihm von ihrem Manne bei ihm gemachte Schulden nicht bezahlen wollte, so wählte man den Zwischenweg, ihm durch Blindern die Anwesenheit eines Mannes bekannt machen zu lassen, der den Geist zu beschwören und den Schatz zu heben im Stande sey. Torf wollte zwar, wie wir gesehen haben, auf diese Mittheilungen deswillen in die Sache nicht eingehen, weil der Sternthaler Müller in die Sache verflochten zu seyn schien; er ward aber doch dadurch vorbereitet, seine Phantasie gereizt, und er für die Sache mehr empfänglich gemacht; es ward daher der Wittwe sehr leicht, als sie nun selbst bei demselben auftrat, ihn ganz für die Sache zu gewinnen. Um dies mit desto mehr Gewißheit zu erwiesen, hatte der Beschwörer auf Alberts Einleitung eine Probe seiner Kunst gemacht, und absichtlich hatte man den Nachbaen der Heimin, den Holzhauer Frisch hier-

zu eingeladen. Dieser war ein allgemein geschätzter Mann, an dessen Redlichkeit niemand zweifelte, aber zugleich ein eben so beschränkter Kopf und äußerst abergläubig; es schien so natürlich zu seyn, daß man ihn als den nächsten Nachbarn zu Hülfe rief, und es war vorauszusehen, daß Torf zu ihm gehen und bei ihm sich über die Sache erkundigen würde, so bald er erführe, daß derselbe dem Beschwörungsakte beigewohnt habe. Einem so schlauen Betrüger, als der Beschwörer war, war das äußerst leicht, diesen ehrlichen Tropf durch seine Bauchrednerkünste zu täuschen, und dieser von Schrecken und Erstaunen erfüllt, rapportirte Torfen, als er bei ihm Erkundigung einzog, in der Einfalt seines Herzens alles, womit man ihn so glücklich getäuscht hatte. — Absichtlich hatte die Wittwe Torfen erst am andern Morgen zu dem Beschwörer bestellt, da es ihr daran gelegen war, daß er erst zu Frisch gehe, und Erkundigung einhole, um ihn desto sicherer zu machen, und der Beschwörer brachte indessen bei der Wittwe, wie diese im Verlaufe der Untersuchung gestand, mit etwas ganz anderm als Beten, die Nacht zu.

Als der Beschwörer den guten Torf durch die Künste der Bauchrednerei getäuscht hatte, deren er in einem so hohen Grade Meister war, daß er auf seinen Wanderungen in großen Städten, wo er sie für Geld dem Publikum zeigte, dadurch sich oft eine ansehnliche Einnahme verschafft hat.

te, ward das von demselben herbeigeschaffte Gold sofort unter den Beschwörer, Alberten und die Wittwe kontraksmäßig vertheilt, und es entstand nur noch die Frage: wie dem Pfaffen, der es auf sich nehmen mußte, den Schein, als habe er sämtliche allein betrogen, auf sich haften zu lassen, mit der hinlänglichen Sicherheit ein Vorsprung in die weite Welt zu verschaffen sey. Auch dieser Plan ward mit der größten Schlauheit verabredet, wobei dann das Zutrauen, welches der Beschwörer Torfen eingeflößt hatte, in vorzüglichen Anschlag kam, und um dies noch mehr zu verstärken, lud derselbe den Getäuschten selbst ein, ihm eine Art von Wache auf der nothwendig von ihm zu unternehmenden Reise in das benachbarte Ort mitzugeben, wie wir gesehen haben, und es ward ihm sehr leicht, diesen Begleiter, der nicht einmal etwas arges muthmaßte, zu hintergehen.

Die Wittwe und der Sternthaler Müller wurden von den Gerichten zum Ersatze des Goldes und einer zweijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt, von welcher letztre aber nach einem halben Jahre durch die unablässigen Fürbitten des braven Torfs befreit ward. Die schöne Albertine hierdurch vollends ihrer großen Heirathsspekulationen beraubt, warf nun wieder ihr Netz auf Torfen aus, der verliebt und einfältig genug war, sich in demselben fangen zu lassen; und so endete sich dann

vor einigen Wochen die ganze Intrigue als ächter Roman mit einer Heirath.

Die Mönche von P—howa.

Der bekannte englische Schriftsteller Wilhelm Winterbotham erzählt in seiner Darstellung von China *), im zweiten Bande, S. 135: Ein Brief den Pater Laureati (eines zur Verbreitung des christlichen Glauben nach China abgeschickten Jesuiten, der sich mehrere Jahre lang in diesem großen und merkwürdigen Reiche aufhielt) erzählt uns eine Anekdote, durch die wir im

*) Sie ist unter dem Titel: „Ausführliche Darstellung von Sina und seinen zinsbaren Staaten, oder Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Regierungsverfassung, Religion, Gesetze, Sitten und Gebräuche, Litteratur, Künste Wissenschaften, Manufakturen, Handel ꝛc. des sinesischen Reiches, in zwei Bändchen, aus dem Englischen übersetzt zu Erfurt 1798 erschienen, und bildet den ersten Theil von Ficks Magazin der neuesten vorzüglichsten Reisen.

Stande sind, uns von der Wollust der Bonzen (der chinesischen Mönche) und von ihrer geheimen und schändlichen Lebensweise einen Begriff zu machen. — In der Nähe der Stadt Foutcheou war ehemals eine berühmte Pagode, die von den berühmtesten Bonzen der Provinz bewohnt wurde. Die Tochter eines chinesischen Doctors, die nebst zwei weiblichen Begleiterinnen auf das Landhaus ihres Vaters gehen wollte, hatte die Neugierde, diesen Tempel zu sehen, und ließ die Bonzen bitten, daß sie ein wenig weggehen möchten, bis sie ihre Gebete verrichtet hätte. Der vornehmste der Bonzen war begierig, dies junge Mädchen zu sehen, und verbarg sich hinter dem Altare. Er hatte sich kaum erblickt, als er sich von ihren Reizen verwundet fühlte, und beschloß, seine thierische Lüste an derselben zu befriedigen. Er befahl zwei andern Bonzen, seinen Vertrauten, sich der zwei Begleiterinnen zu bemächtigen; und er selbst zwang das junge Mädchen, sich seinen Begierden zu unterwerfen, ohngeachtet ihres Geschreies und ihrer Thränen.

„Der Vater blieb nicht lange mit der Ursache der Abwesenheit seiner Tochter unbekannt; er wußte, daß sie in die Pagode gegangen und sodann verschwunden war; er verlangte daher, daß man sie wieder herausgebe. Die Bonzen erwiederten, sie habe zwar ihren Tempel besucht, sey aber wieder hinweggegangen, nachdem sie ihr

Gebet habe verrichtet gehabt. Der Doctor, dem schon bei seiner Erziehung die verrächtlichsten Gesinnungen gegen die Bonzen eingeflößt worden waren, wendete sich an den tartarischen Statthalter der Provinz, und verlangte Gerechtigkeit gegen die Räuber seiner Tochter. Die Bonzen sprachen auf eine sehr geheimnißvolle Art, daß der Gott Fo die junge Schönheit, in die er verliebt worden sey, entführt habe; und der Bonze, der das Verbrechen begangen hatte, bemühte sich den Doctor durch eine sehr pathetische Rede zu überzeugen, wie sehr er und seine Familie vom Fo dadurch beehrt worden sey, daß dieser seine Tochter seiner Gesellschaft und seiner Liebe werth geachtet habe. Allein der tartarische Statthalter hatte zu viel guten Menschenverstand, als daß er diese Lügen hätte glauben sollen; er beschloß daher, in der Pagode Nachsuchung zu halten, und als er jeden Winkel und jede Ecke derselben durchsuchte, hörte er ein dumpfes Geschrei, welches aus der Tiefe des Felsen herauf zu kommen schien; er gieng sogleich auf den Platz zu, und bemerkte eine eiserne Thüre, die den Eingang zu einer Grotte versperrte. Nachdem er sie hatte aufbrechen lassen, stieg er hinab in ein unterirdisches Zimmer, und fand daselbst die Tochter des Doctors und über zwanzig andere Frauenspersonen die in dieser elenden Wohnung eingesperrt waren. Der Statthalter legte hierauf, nachdem er diese befreit hatte, an den vier Ecken des Ge-

bäudes Feuer an, und zernichtete durch dasselbe den Tempel, die Altäre und Götter samt ihren schändlichen Dienern."

Wir haben eben nicht nöthig, nach China zu reisen, um Beispiele dieser barbarischen Mönchswollust zu finden, noch uns in die graue Vorzeit zu verirren; jedes Kapuzinerkloster giebt uns noch jetzt Belege genug, daß diese Saugthiere des fleißigen Staatsbürgers, diese schändlichen Hummeln des Staats noch jetzt eben so wollüstig sind, als ihre Vorfahren des Alterthums oder ihre, ihnen durchaus an Heuchelei und Betrügerei ähnliche Brüder im Oriente. — Wenn dieselben ihrer Thierheit nicht mehr mit eben der öffentlichen Barbarei fröhnen, als einst hier und jetzt noch dort geschieht, so ist dies zuverläßig nicht eine Folge ihres bessern Willens, sondern einzig eine Folge der Aufklärung, welche eine strengere Polizei über diese Menschen hält. — Aber auch diese kann oft die kühnen Verletzungen der Gesetze, welche diese Elenden sich so gerne erlauben, nicht abwenden, und es fehlt weniger an Beispielen der abscheulichsten Greuelthaten, als blos an einem Aufzeichnen derselben, da es denselben stets gelingt, ihre Verbrechen, wenn solche auch hie und da zu den Ohren der Obrigkeiten gelangen, wenigstens in so weit zu unterdrücken, daß sie selten zur Kenntniß des größeren Publikums kommen.

Eine der obenerzählten chinesischen Barbarei ganz ähnliche Geschichte trug sich noch in dem Anfange der dreißigen Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts in dem pohlnischen Kloster P howa zu. Sie geschah in den letzten Jahren der Regierung des pohlnischen Königs August II. (er regierte von 1697 bis 1733, und starb am 1sten Hornung 1733), und vielleicht war das hohe Alter dieses Regenten und seine daher entstandene Geschäftserschlafung vielleicht aber auch die demselben eigne übertriebene Frömmigkeit daran schuld, daß dieselbe nicht mit eben der gerechten Strenge und der nothwendigen Energie gestraft worden, mit welcher der gerechte chinesische Mandarin die chinesische Mönchsbarbarei bestrafte; denn es wäre unbillig, aus diesem Umstande, und überhaupt der größern Nachsicht und größern Ehrerbietung, mit welcher in unserm Welttheile die christlichen Bonzen behandelt werden, wenn dagegen die chinesischen mit der Verachtung gebrandmarkt sind, welche sie verdienen, auf einen Rückstand unserer Aufklärung und unserer Polizei gegen jene China's schließen zu wollen.

Alljährlich an der Feier und Geburt Mariens, welche auf den achten Tag des Herbstmonats fällt, feierten die Bernardiner Mönche von P—howa ein großes Fest zu Ehren eines

wunderthätigen Marienbildes, das in ihrer Kirche aufgestellt war. Es war der Legende zufolge vor einigen hundert Jahren in einem Walde am Wege aufgestellt gewesen, und einstgemal von da weg und weiter gewandert, hätte diese Wanderung, wenn es an seine vorige Stelle zurückgebracht ward; immer wiederholt, und war am Ende gar nicht mehr an diese Stelle zurückzubringen, so viele Mühe man sich auch gab, dies zu bewirken. Man gab sich nun Mühe, die Ursache dieser Abneigung des Bildes gegen einen Platz zu ergründen, auf welchem es sich solches schon seit Vertreibung der Heiden aus jenen Gegenden hatte gefallen lassen, und entdeckte endlich, daß der Grund derselben darin lag, weil ein Jude, der mit seiner Magd wöchentlich von dem Trödelmarkte einer benachbarten Stadt auf sein Wohnort heimkehrte, an dieser Stelle zu ruhen und mit seiner Begleiterin Unzucht zu treiben pflegte. Der Jude ward für diesen Greuel, dem Geiste der damaligen Zeit nach, fürchterlich bestraft, und man baute über die Eiche, auf welcher das Bild seit der erhaltenen Aergerniß seine Wohnung aufgeschlagen hatte, eine Kirche und nebenan zu derselben und des Bildes Dienste ein Kloster, welches sogleich auch mit Mönchen bevölkert ward.

Diese Mönche hatten die Regel des heiligen Bernards zur Klosterregel erhalten, und die Sa-

ge versichert, daß sie solche im Anfange muster-
haft und strenge befolgt hätten. Durch diesen
Ruf eines strengen ascetischen Lebens vermehrte
sich der Zulauf des Volkes zu dem gnadenwir-
kenden Bilde, und fromme Pilger wallfahrten
von allen Gegenden herbei, Gebete und Opfer
zu bringen. Die benachbarten Güterbesitzer
überhäuften die Kirche mit frommen Vermächt-
nissen, und bald waren die Finanzen des Klo-
sters auf eine Höhe gebracht, daß die Mönche
gleich jenem deutschen Reichsprälaten von ihren
drei Gelübden zu sagen pflegten: „Das Gelübde
des Gehorsams habe sie zu unabhängigen Herrn,
— das Gelübde der Armuth zu Millionärs ge-
macht." Von den Zinsen, die das Gelübde
der Keuschheit ihnen trug, schwiegen sie, gleich
jenem, weislich stille; die gegenwärtige Geschich-
te aber lernt uns eine der Akzidentien kennen,
welche dasselbe ihnen einbrachte.

Bei dem Geburtsfeste Mariens, das sie
jährlich mit dem höchsten kirchlichen Prunke fei-
erten, werden alljährlich richtig einige Wunder
gewirkt. Der Zulauf des Volkes aus den ent-
ferntesten Gegenden war ungeheuer, und diese
Wallfahrt bildete ein weit glanzvolleres Schau-
spiel, als die berühmtesten Messen und Märkte
Europens kaum bilden. — Vorzüglich stark ward
dies Fest von dem andächtigen weiblichen Ge-
schlechte besucht, und die böse Fama erzählte eine
Menge übler Anekdoten, welche — des schau-

dervollen Beispiels, das von dem wundervollen Marienbilde, wegen einer Sünde der Unkeuschheit einst gegeben worden, ohngeachtet — in dessen Nähe von den wallfahrtenden Weibern und Mädchen innerhalb und außerhalb des Klosters bei dieser Gelegenheit gegeben wurden.

In dem Jahre, in welches unsre Geschichte fällt, war die Wallfahrt minder besucht, als gewöhnlich, und vorzüglich erschienen — dem sehnlichsten Wunsche der Mönche zuwider — weit weniger Weiber und Mädchen. Es geschahen daher auch mehr Wunder, als gewöhnlich, weil die Mönche dadurch die Wallfahrt des künftigen Jahres mehr zu verstärken suchten. Um destomehr aber konnten dieselben jetzt auf die einzelnen Schönheiten, welche vor ihren Altären erschienen, aufmerksam seyn, die sonst unter der Menge der Besuchenden ihren Blicken leichter entgiengen.

Eine derselben fiel diesmal dem ehrwürdigen Abte vorzüglich in die Augen. Sie war ein Ideal weiblicher Schönheit; ihre Reize unendlich erhöht durch den Anstrich schwärmerischer Andacht, mit der sie zu dem wunderthätigen Bilde flehte. Der Abt ward erstern Blickes verliebt in diese Schönheit, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er gab sogleich einem verschmitzten Mönche Befehl, zu erforschen, wer sie sey, woher sie komme, und über alle ihre Verhältnisse die genauesten

Nachrichten einzuziehen. Sie sey, referirte dieser bald, die Tochter eines reichen Kaufmanns, der in einem drei Stunden weit von dem Kloster, entfernten Städtchen wohne, von dem unbescholtensten Wandel, und habe heute den Weg zum Kloster zu Fuße zurückgelegt, um der heiligen Jungfrau ein Gelübde zu erfüllen, welches sie bei einer Krankheit ihres Vaters derselben gethan habe. Sie heiße Luzillie Ramofski, und sey des reichen Ramofski einzige Tochter.

Flugs entwarf nun der heilige Mann, der sich von der Gewalt der Reize der schönen Beterin stets stärker angezogen fühlte, den Plan, zu derselben Besitze zu gelangen. Die Hostie, welche dieselbe zum Abendmahle nahm, enthielt ein heftig wirkendes Brechmittel, welches, als Luzillie kaum die Kirche verlassen hatte, und nun in einem der benachbarten Gasthäuser sich Essen reichen ließ, seine Wirkung mit der äußersten Heftigkeit that. Was der Abt vorausgesehen hatte, geschah; der Wirth eilte, als das Erbrechen fortwährte, und das Mädchen immer kränker und schwächer zu werden schien, ins Kloster, um dort Hülfe zu holen, welche er der Leidenden anders woher nicht gleich verschaffen konnte, da kein Arzt in der Nähe war. Einer der Vertrauten des Abts, schon zuvor auf diesen Fall von seinem geistlichen Vorsteher genau unterrichtet, gieng zu der Leidenden, deren Erbrechen durch ein Glas Mandelmilch, welches der Mönch unter dem Vor-

wande, als sey es Milch der heiligen Jungfrau, die das wunderthätige Bild von Zeit zu Zeit aus seinen Brüsten träufe, unter eifrigen Gebeten ihr reichte, sogleich gestillt ward. Alles schrie Wunder, die Gegenwärtigen und der Mönch hatten sehr bald ausgefunden, daß Luzilie noch eine Sünde auf sich habe, und daher das Abendmahl in einem unwürdigen Zustande empfangen habe, welches die Ursache des Erbrechens gewesen sey. Hierdurch ward es nothwendig gemacht, daß das Mädchen sich durch eine neue Beichte reinige, und Luzilie ward daher an dem Wallfahrtsorte zurückgehalten, wenn auch ihre Schwäche es ihr erlaubt hätte, sich von demselben zurücke zu begeben.

Die Mönche sorgten für ihre Unterkunft und Verpflegung; an welchen beiden es in denen blos zur Aushülfe der diesen Wallfahrtsort besuchenden Pilger um das Kloster her erbauten Wirthshäusern sehr gebrach. — Am andern Tag, als Luzilie sich erholt hatte, wiederholte sie ihre Beichte. Das arme Kind sollte dem Mönche die Sünde angeben, die sie in der am Tage zuvor abgelegten Beichte verschwiegen habe. In dem Gedränge, in das sie, keiner solchen Verheimlichung bewußt, gerieth, entdeckte sie dem Mönche, der ihre Beichte anhörte, daß sie einen Geliebten habe, dessen Umgang ihr Vater ihr untersagt habe; daß aber die Gewalt

der Liebe es ihr unmöglich mache, diesem väterlichen Befehle zu folgen. Sie schloß damit, daß sie den Beichtiger bat, bei dem wunderwirkenden Bilde es zu erflehen, daß dies das Herz ihres Vaters rühre, und so dies die Stelle einer Kupplerin bei ihr vertrete.

Bei dem schlauen Mönche war dieser Saame nicht auf Sand gefallen. Er sagte dem liebenden Mädchen, daß dieser Umgang mit ihrem Geliebten gegen das Verbot ihres Vaters allerdings sündlich sey, und daß sie sich daher desselben enthalten solle. Allerdings könne ihr die wunderwirkende Maria zu P—howa zu ihrem Geliebten verhelfen, nur werde für diese Verkupplung auch ein eigner derselben wohlgefälliger Kuppelpelz erfordert. Luzille gestand freimüthig, daß sie sich ohnmöglich von ihrem Geliebten trennen könne, und der Mönch setzte hierauf als Kuppellohn fest, daß das Mädchen durch vier Wochen, jede Woche zwei Tage lang fasten, gewisse Gebete beten, und dann am Samstage nach Martini Nachts um zwölf Uhr mit ihrem Geliebten sich in aller Stille an den Ort verfügen solle, wo das P—howaer Marienbild hiebevor gestanden hatte, ehe es die Unzucht des unkeuschen Juden von demselben vertrieben habe, um dort zu beten. Dann, sagte er, könnten sie schon am folgenden Tage der Gewährung ihres Wunsches gewiß seyn.

Luzilie und ihr eben so abergläubiger Geliebter befolgten treulich die Vorschrift des Mönchs, fasteten und beteten regelmäßig an den bezeichneten Tagen, und erschienen eben so richtig an dem Samstage nach Martinstage Nachts zwölf Uhr an dem vorgeschriebenen Orte.

Vergebens durchsuchten am andern Tage die Eltern der beiden Liebenden die ganze Gegend, vergebens erschöpfte man sich in Nachforschungen, beide waren verschwunden. Man war überzeugt, daß beide, der hartherzigen Verweigerung des alten Ramoski müde, mit einander durchgegangen seyen. Von der Wallfahrt derselben zur ehemaligen Stelle des Marienbildes war niemand etwas bekannt. —

Um die Wallfahrtszeit des folgenden Jahres reiste ein polnischer Unteroffizier aus dem Städtchen, woraus Luzilie im vorigen Jahre verschwunden war, nach P—howa. Es war ein junger Wüstling, den, gleich so vielen andern, nicht Andacht, sondern der Trieb nach Genuß, der bei dieser Wallfahrt in jeder Gestalt zu genießen war, nach diesem Andachtsorte trieb. Er hatte den Tag über im Wirthshause bei denen hieher kommenden Dirnen und dem Weine zugebracht, und war gegen Abend, als ihn ein Rausch von den ersteren trennte, in die Kirche gegangen, um beiläufig auch diese zu besuchen. Dort bestieg er einen zur Seite angebrachten

Chor, wo er sich in einen Betstuhl warf. Bald äußerte der Rausch seine Kraft, und der Trunkenbold entschlief nach einer wohlthätigen Entladung. Da der Chor, auf welchem der Soldat eingeschlafen war, selten von Betenden besucht ward, und überdem derselbe nicht leicht bemerkt werden konnte, weil er vom Betstuhle heruntergefallen war, und unter demselben schlief, so ward er, als die Kirche geleert war, und nun verschlossen ward, in dieselbe eingeschlossen.

Gegen Mitternacht, als der Rausch verdünstet hatte, erwachte der Unteroffizier vom Dröhnen der Kirchenthüren. Staunend entdeckte er, wo er sich befand, und alle Gegenstände, auf welche seine ersten Blicke fielen, vermehrten dieses starrende Staunen. Ein Mönch, schauerlichen Ansehens durch die lange weiße Kutte, die ihn umschloß, schritt, eine Lampe in der Hand, langsam die Kirche herab, schob vor einem der Seitenaltäre den Stein, der das Piedestal des Altares bildete, hinweg, und stieg in die geöffnete Gruft. Tiefe Stille umgab jetzt wieder den Zitternden, und schwarzes Dunkel; nur vor dem hohen Altare brannte mit mattem Scheine eine hängende Lampe. Unser Soldat gehörte nicht unter die Furchtsamen, aber gleichwohl erbebte er vor diesem Auftritte, der unter allen Umständen, unter denen er geschah, den aus dem Schlafe

Auftaumelnden erschüttern mußte. Die tiefe Stille, die jetzt folgte, gab ihm Zeit, sich zu sammeln, und er fand bald nichts übernatürliches weiter mehr darin, daß in einer Klosterkirche ein Mönch des Nachts die Kirche besuche, obgleich alles das, was er sah, ihm eben auch nicht auf einen gewöhnlichen Besuch zu deuten schien.

Eben schlug die Kirchenuhr zwölfe. Die Thüre, welche aus dem Kloster zur Kirche führte, ward geöffnet, und in einer Doppelreihe schritten acht Mönche mit brennenden Kerzen in der Hand die Kirche herunter, in ihrer Mitte ein jammerndes Weib. Der Mönch, der zuerst den Lauscher so sehr erschreckt hatte, entstieg jetzt auch wieder der Gruft, und schloß sich an den Zug. Deutlich sah er jetzt, daß das weinende Weib, welches sie führten, schwanger war, und noch deutlicher erkannte er jetzt dasselbe, als der Zug gegen ihm über an dem Seitenaltare stille hielt, in dessen Gruft der Mönch vorhin hinabgestiegen war; — es war Luzilie.

Der Soldat, welcher die Unglückliche, in deren Geburtort er in Garnison lag, genau kannte, und wußte, daß dieselbe vor einem Jahre verschwunden war, und der Verstand genug hatte, um aus dem, was er hier sah, den Zusammenhang der Sache sich erklären zu können, besann sich ein wenig, ob und was er für diese

Unglückliche zu thun vermöge. Die Ueberzeugung, daß er allein gegen die ganze zahlreiche Bevölkerung des Mönchsklosters nichts vermöge, daß er also, wenn er losbräche, sich zwecklos opfere, ohne dem bedaurungswürdigen Mädchen zu nützen, vermochte ihn, sich äußerst stille und verborgen zu halten, und blos zu beobachten. Er glaubte, die Mönche würden die unglückliche Luzilie hier einsperren, um so dieselbe und ihre Schande den Augen der Welt zu entziehen, und hoffte er dann am andern Tage dieselbe zu befreien, und in die Arme ihres traurenden Vaters zurücke zu liefern; aber bald ward er auf eine fürchterliche Weise überzeugt, daß Mönchsbosheit noch weit grösser sey, als menschliche Begriffe reichen; daß Mönchsgrausamkeit weit schrecklicher wüthe, als alle Barbarei der berüchtigsten Helden in der Unmenschlichkeit.

Der Abt, den der Lauscher leicht an dem goldnen Kreuze vor der Brust erkannte, hieß, als der Zug vor der geöffneten Gruft angekommen war, das jammernde Mädchen niederknieen. Als sie duldend diesen Befehl befolgt, fragte kalt sie der Unmensch, ob sie genug sich zum Tode bereitet habe, oder nochmal zu beichten verlange. Mit dem Tone der Verzweiflung flehte das unglückliche Mädchen um Gnade zu den fühllosen Barbaren, flehte um das

Leben des Kindes, das unter ihrem brechenden Herzen sie trug, und das ja auch ihr Kind sey. Kälter als die Statuen, unter denen sie sich befanden, blieben die namenlos Schändlichen; mit dem Hohne eines Teufels erwiederte ihr der Abt: „du hast genug gelebt unter uns, genug genossen; es ist Zeit, daß wir scheiden," und senkte dann rasch einen Dolch in die Brust der Armen; seinem Beispiele folgten die übrigen Unholden; wimmernd unter den Händen der Mörder verröchelte das bedaurungswürdige Opfer viehischer Mönchswollust und mehr als teuflischer Mönchsgrausamkeit. — Einer der Mörder begieng noch die bizarre Abgeschmacktheit, der Sterbenden, als er seinen Dolch blutig aus ihrer Brust zurück gezogen hatte, die Generalabsolution zu ertheilen.

Der Leichnam der schändlich Gemordeten ward in die offne Gruft geworfen, das Altarblatt vorgeschoben, der Mordplatz von dem Blute gereinigt, und mit Sande bestreut. Den Soldaten zerriß Wehmuth und Bangigkeit. — Fünf Stunden darauf sangen die Mönche die Horas, und gegen sechs Uhr ward die Kirche den Betenden geöffnet, welche schon seit zwei Stunden an den Stufen derselben gelegen hatten, die Oeffnung des Heiligthums mit Andacht erwartend.

Der Unteroffizier war glücklich genug, nicht bemerkt worden zu seyn, denn in diesem Falle

hätte eigne Sicherheit die Mönche gezwungen, ihn gleichfalls zu morden, und eben so glücklich entkam er unbemerkt aus der Kirche. Er eilte jetzt zu dem Vater der unglücklichen Luzilie, das tragische Ende seiner Tochter ihm zu verkünden.

Ramofski brachte sogleich die Sache vor den Woywoden. Dieser, ein biederer Greis und Feind der Mönche, ordnete auf der Stelle eine Kommission an, um die Sache mit aller Strenge zu untersuchen. Der Unteroffizier ward gerichtlich vernommen, und gleich hierauf verfügte sich eine Kommission nach P—howa, um durch Oeffnung der Guft sich von der Wahrheit der Anzeige zu überzeugen. Ein Detaschement Kavallerie begleitete dieselbe, weil man nicht ohne Grund von Seiten der Mönche, die eine ganze Menge von Knechten unterhielten, Widersetzlichkeit befürchtete. Der Soldat zeigte in Gegenwart der übrigen versammelten Mönche den Kommissarien den Eingang der Gruft; der Abt und die Mitgenossen seiner Greuelthat erblaßten. Aller Muth und Gegenwart des Geistes verließ sie, als sie sich entdeckt sahen. Man öffnete die Gruft und fand zwei Leichen, deren eine schon halb verweßt in einem Winkel moderte, und die andere sogleich von Ramofski für den Leichnam seiner unglücklichen Tochter anerkannt wurde. Die Bösewichter hatten sie mit neunzehn Stichen ermordet. Sie war im neunten Monate schwan-

ger und ihrer Entbindung nahe gewesen; zwei Stiche hatten sogar den Knaben durchbohrt, den noch ihre Eingeweide verbargen. Das ganze Mönchekorps ward verhaftet.

Bei der Untersuchung, welche man zwar geheim, aber doch nach allen Regeln und Formalitäten der Gesetze über dies entsetzliche Verbrechen vornahm, fand sich, daß unter den sämtlichen Bewohnern dieses Schlangennestes nur ein einziger ganz schuldlos war, alle andern waren mehr oder weniger Verbrecher, und dieser einzige war — blödsinnig. Luzilliens Geschichte erhielt hierdurch folgende Enthüllung.

Absichtlich hatte der Pfaffe, der die unglückliche Beichte hörte, derselben gesagt, daß sie mit ihrem Geliebten die nächtliche Wallfahrt, nach welcher beide unsichtbar geworden waren, unternehmen solle, theils weil er fürchtete, daß sie allein dieselbe nicht wagen möchte, theils aber und vorzüglich um deswillen, damit, wenn beide zugleich verschwänden, der Verdacht entstehen möge, daß beide mit einander durchgegangen seyn, wodurch alle Nachforschungen nach denselben irre geleitet würden. Daß Luzilliens Geliebter mit verschwinden müsse, dafür ward gleichfalls gesorgt.

Als die Liebenden an dem bestimmten Orte ankamen, ergriffen funfzehn verkappte Mönche

dieselbe, trugen das weinende Mädchen, dem sie den Mund verstopften, nach einem vergeblichen Widerstande zum Kloster, und übergaben den Jüngling —schen Werbern, welche sie zu diesem Zwecke herbeigerufen hatten, und schon seit einigen Tagen in dem Kloster versteckt hielten, denen sie es gegen eine Summe Geldes zur Bedingniß machten, den Jüngling zum Seedienste abzugeben, und dafür zu sorgen, daß er Europa nie wieder sehe. Die unglückliche Luzilie ward von den Mönchen der Reihe nach zu Abscheulichkeiten gezwungen, welche wieder zu erzählen, mir die Feder den Dienst versagt.

Als Jammer und eine unglückliche Schwangerschaft Luziliens Reize verwüstet hatten, — endlich die Mönche gesättiget waren, und nun befürchteten, daß früher oder später das arme Mädchen ihnen entfliehen und die Sache entdecken könnte, da entbrannte in den Seelen dieser Tieger die Mordgier; und sie glaubten ihrer Sicherheit das Opfer bringen zu müssen, welches wir sie mit mehr als hyänenartiger Grausamkeit abschlachten gesehen haben.

Dies und noch eine Menge anderer Schändlichkeiten, welche wir vielleicht in der Folge noch einmal unsern Lesern erzählen werden, entdeckte die Untersuchung, welche sechzehn Kommissarien und eben so viele Schreiber fast ein halbes Jahr

lang beschäftigte. Die Kommission fällte ein eben so gerechtes als strenges Urtheil über die Verbrecher; aber der König, dem solches zur Bestätigung vorgelegt werden mußte, milderte dasselbe; nur der Abt ward entsetzt, und mit den acht Mönchen, welche den Mord demselben vollziehen helfen, zu einem lebenslänglichen mäßigen Gefängnisse verurtheilt; die übrigen kamen mit geringen geistlichen Strafen durch. Das Kloster mußte Luziliens Liebhaber wieder herbeischaffen, und demselben, so wie dem Vater der Unglücklichen, ansehnliche Summen zur Entschädigung bezahlen.

Kunigunde Albertine Tenzel,

Mordbrennerin aus Eifersucht.

Sehr richtig bemerkt Augustin von Leyser (der uns das Urtheil mittheilt, welches die Juristenfakultät zu Wittenberg unterm 17ten Julius 1717 über die Verbrecherin erlassen hat, deren Geschichte wir hier unsern Lesern mittheilen);

daß Mordbrennerei dasjenige Verbrechen sey, bei welchem Gesetze und Richter mit ohnnachsichtiger Strenge allezeit zu Werke gehen, und mit äußerstem Scharfsinne und Fleiße sich bemühen sollten, die Inzichten und Verdachtgründe gegen den Verbrecher zusammen zu stellen und zur Gewißheit zu reiben, weil ein Verbrechen, dessen Erfolg sich von dem Verbrecher selbst nicht berechnen lasse, und dessen Schädlichkeit so ungeheuer groß sey, keine Rücksicht der Milderung und Menschlichkeit verdiene, und weil es meistens besondere Schwierigkeit mache, dasselbe heraus zu bringen, da fast immer Mordbrenner dies Verbrechen allein und ohne Gehülfen, und meist zur Nachtszeit vollführen, auch gewöhnlich so viel List dabei anwenden, daß nicht leicht ein ganz überzeugender Beweis gegen sie gemacht werden kann. — Milde und Nachsicht würde daher, glaubt Leyser, immer Straflosigkeit und diese Wiederholung des Verbrechens erzeugen und fast niemand mehr es wagen, seinem Gesinde, auch bei dessen größter Nichtswürdigkeit, einen Verweiß zu geben, da vorzüglich dieses die beste und leichteste Gelegenheit habe, sich auf diese Art eben so fürchterlich als ungestraft zu rächen.

So weit hergeholt diese Gründe Leysers auch sind, wodurch er vorzüglich sein gegen die gegenwärtige Verbrecherin gegebenes scharfes, von seinen Fakultätskollegen aber gemildertes Urtheil

rechtfertigen will, so sind solche doch gleichwohl nichts desto weniger wahr, und es bleibt richtig, daß bei diesem höchst schädlichen und gefährlichen Verbrechen der Richter nicht aufmerksam genug seyn kann.

Kunigunde Albertine Tenzel war die Tochter eines wohlhabenden Krämers in einer kleinen sächsischen Stadt. Sie war, als sie ihren Ehmann Görgen Tenzel heirathete, schon über die Jahre der Schönheit hinaus, und da sie in ihrem achtzehnten Jahre nur sehr wenig Reize besessen hatte, so waren deren Trümmer in ihrem 36ten um so unbedeutender. Nichts desto weniger war Kunigunde sehr feurigen, verliebten Temperaments, und machte sich gerne mit den hübschen jungen Burschen des Städtchens etwas zu schaffen, von denen aber keiner an ihren Köder anbeissen wollte. Endlich gelang es ihr doch nach unzähligen Versuchen, einen jungen wohlhabenden Burschen von 22 Jahren, der nach dem eben erfolgten Tode seiner Eltern den ansehnlichen Feldbau derselben übernommen hatte, in ihr Netz zu ziehen. Görge Tenzel war einer der schönsten Jünglinge des Städtchens, und daher auch der Liebling der dortigen Mädchen, dabei aber durch seine eingeschränkte Erziehung so läppisch und furchtsam geworden, daß er es nicht verstand, die Vortheile, welche sich hieraus ihm darboten, zu benutzen, und selbst nicht einmal so viel Muth hatte, als dazu erfordert wird, um

eine weibliche Bekanntschaft zu machen. Die überlästige und zudringliche Art, mit welcher unsre Kunigunde sich ihm aufdrang, und die jeden andern zurückgeschreckt haben würde, war daher die einzige Art, demselben beizukommen. Kunigunde hielt im eigentlichsten Verstande Tenzeln umlagert, er traf überall auf dieselbe, und da sie äußerst verliebt in ihn war, und Görge eben sich in den Jahren befand, in welchen das Bedürfniß der Mittheilung mit einer weiblichen Seele dem Jünglinge das dringendste ist, so entstand bald eine Art von Liebschaft unter beiden, welche Kunigunde aus allen Kräften anzufachen und zu unterhalten sich bemühte.

Nachdem diese Bekanntschaft etwa ein halbes Jahr gedauert hatte, und Kunigunde bemerkte, daß Tenzel nachgerade anfieng, ihrer müde zu werden, und sie zu fliehen schien, entdeckte sie ihm mit allen Grimassen der Heuchelei, daß sie von ihm schwanger sey. Tenzel hatte wirklich, als er einst des Abends von einem benachbarten Jahrmarkte mit Kunigunden nach Hause gieng im Taumel des Weines sich so etwas zu Schulden kommen lassen, wovon er sich aber nicht überzeugen konnte, daß es damit so ernst geworden sey. Der arme gutmüthige Tropf war jedoch leicht zu überreden, und um das Vergehen zu söhnen, gab

er Kunigunden, obgleich nicht ohne Sträuben und heimlichen Widerwillen, vor dem Altare die Hand.

In dem ersten Jahre der Ehe gieng es erträglich. Tenzel war einfältig und gutmüthig genug, sich in die Launen seines bösen Weibes zu fügen, und sogar in dem Maaße nachgiebiger zu werden, als derselben Zanksucht, Unart und mürrische Laune zunahmen. Selbst nicht einmal einen Vorwurf, daß sie ihn getäuscht habe, erlaubte er sich gegen dieselbe, als er sah, daß ihre angebliche Schwangerschaft blos verstellt war, und leicht die Ursache dieser Verstellung entdeckte. Gegen das Ende des ersten Jahres dieser Ehe starben Kunigundens Eltern, und diese erhielt, als derselben einzige Tochter, ein so reiches Erbe, daß Tenzel, der zuvor schon wenig arbeitete, und nur über seine Knechte die Aufsicht hielt, nun gar nicht mehr selbst zu arbeiten nöthig hatte, sondern sich blos damit begnügte, seinen Knechten und Dienstleuten nachzusehen und diese anzuweisen, und jetzt für den reichsten Einwohner des Städtchens galt. Eine Art von Dankbarkeit für das gemächliche Leben, welches ihm das Vermögen seines Weibes verschaffte, stärkte jetzt noch Tenzels Gedult gegen die Unarten seines Weibes, welche aus eben diesem Grunde sich merklich vermehrten. Aber bald bestätigte sich auch hier die Wahrheit des Volks-sprüchwortes, daß „Müßiggang aller Laster Anfang" sey.

Dieser führte Tenzeln erst zum Weine, und von diesem, da er die ihm sonst eigne Blödigkeit, welche bisher noch von manchem ihn zurückgehalten hatte, nach und nach abgelegt hatte, zu den Weibern.

Nichts konnte Kunigunde weniger vertragen, und es war um den Rest des häuslichen Friedens, welcher Tenzeln bisher noch übrig geblieben war, von dem Augenblicke an geschehen, als dieselbe hiervon die ersten Spuren erhielt. Tenzel vergalt dagegen von seiner Seite die Unarten seines Weibes mit gleicher Münze, und endlich gar mit Schlägen. Die eheliche Mißstimmung, und mit dieser die Abneigung Tenzelns gegen sein Weib wuchs täglich mehr, und dieses Verhältniß, welches einzig Kunigundens Bosheit und Zanksucht erzeugt hatte, mußte natürlicherweise Tenzeln noch immer mehr von seinem Weibe entfernen, und täglich neue Veranlassungen zu Kunigundens Eifersucht hervorbringen, welche in ihrer Wuth bald keine Grenzen mehr kannte.

Einer der vorzüglichsten Gegenstände ihrer Eifersucht war Emerenze Tiedin, welche in dem Hause der Wittwe des Inspektors Zöller, Tenzels nächster Nachbarin, als Magd diente. Emerenze schien nicht zum Gegenstande der Eifersucht geschaffen zu seyn, denn sie war häßlich und bis zum Ekelhaften unreinlich, aber Kunigunde hatte einmal ihren Mann mit derselben reden und

zweimal ihn dieselbe freundlich grüßen gesehen, und mehr bedurfte es bei diesem zanksüchtigen und bösartigen Weibe nicht, um von dem Uebelsten überzeugt zu seyn. Die Zunft der plauderhaften Klätscherinnen und gefährlichen Zwischenträgerin, zu der Kunigunde von jeher selbst gehört hatte, versäumten nicht, auch hier ihre Zungen in Thätigkeit zu setzen, und bald war Kunigunde von einer ganzen Menze Anekdoten und Geschichten überhäuft, welche zwischen ihrem Manne und der Tiedin vorgefallen seyn und noch täglich vorfallen sollten. Mit ihrer regen Galle war es ihr ohnmöglich, ihre Zunge zu bändigen: sie überhäufte bei mehreren Gelegenheiten ihren Ehemann mit Vorwürfen und den niederträchtigsten Schmähungen, und dieser, dem es doppelt wehe thun mochte, wegen einer so häßlichen Liebschaft geplaat zu werden, vergalt diese jederzeit mit einer verdoppelten Tracht Schläge und dem etwas boshaften Hohne, daß er jetzt gegen Emerenzen wirklich freundlich war, und ihr, wo er immer konnte, am meisten aber, wenn er sich hierbei von seinem Weibe beobachtet sah, artig that.

Als Kunigunde sah, daß ihre Schmähungen bei ihrem Manne nichts erwirkten, als Prügel, und daß diese gerade seine Anhänglgkeit an das Mädchen verstärkten, so wendete sie sich an die Wittwe, bei welcher die Tiedin in Diensten stand, und ersuchte diese, die Magd wegzujagen. Die

Inspektorin, welche mit ihrer Magd sehr wohl zufrieden war, und bei welcher Kunigunde ihre Bitte mit der ihr eignen Bitterheit und Unart vortrug, machte sie zuerst auf den Ungrund ihres Verdachts und die Unschicklichkeit ihres Antrags aufmerksam, und schob endlich dieselbe, als sie hierauf ihre Unarten verdoppelte, vor die Thüre, wo dann Kunigunde, mit der Drohung, „daß es der Inspektorin gewiß gereuen sollte," schied.

Als am nämlichen Tage die Tiedin vor Tenzels Hause vorüber gieng, und Kunigunde gerade unter der Hausthüre stand, war dieselbe so wenig Meister ihres Zornes, daß sie ohne die geringste Veranlassung über dieselbe herfiel, sie zu Boden warf, und unter den niederträchtigsten Schimpfungen mißhandelte. Da hierauf die Tiedin dieser Mißhandlung wegen Klage erhob, mußte Tenzel derselben Entschädigungsgelder und Strafe bezahlen, und sowohl dieserwegen, als wegen des Spotts, den er deshalb erdulden mußte, erhielt Kunigunde von ihm eine wirklich barbarische Tracht Schläge. Noch voll Schmerzen und schäumend vor Zorn rief dieselbe jetzt ein kleines Mädchen, das gleichfalls bei der Inspektorin diente, herbei, zeigte diesem die Mahle von den erhaltenen Schlägen und hieß es, der Inspektorin solches zu erzählen, mit dem Anhange, daß sie an allem schuld sey, weil sie Emerenzen

nicht fortgeschickt habe, „sie — die Tenzelin — wolle aber, um sich zu rächen, noch etwas thun, daß die Inspektorin die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen solle.“

Am Abende bei Tenzels Nachhausekunft erfolgte ein neuer Streit zwischen den beiden Eheleuten, der sich mit einer neuen Prügelei unter denselben endete, und in der Nacht um zwölf Uhr gieng in der Scheuer der Inspektorin Feuer aus, welches dieselbe, ohngeachtet aller dagegen angewandten Mühe, verzehrte, und nur mit Mühe rettete man die anstoßenden Gebäulichkeiten.

Niemand war in die Gegend, in welcher diese Scheune stand, mit Licht gekommen, und das Feuer war von der Seite des Tenzelischen Hauses ausgebrochen, von wo man derselben leicht beikommen konnte, diese Umstände, und da übrigens jedermann den hohen Grad von Bosheit und Muth kannte, der Kunigunden eigen war, erregten einen allgemeinen Verdacht gegen diese letztere, daß sie das Feuer angelegt habe, und die Obrigkeit, welche demselben nachforschte, fand bald hinlängliche Ursache, dieselbe verhaften zu lassen.

Außer den eben erzählten Gründen kamen noch gegen Kunigunden als besondere Ursachen zum Verdachte vor, daß sie 1) noch nach dem Brande zur Inspektorin, als sie diese auf der

Straße sprach, gesagt hatte, die Scheuer sey wegen der Tiedin abgebrannt, und es könnte ihr Haus und Stall auch noch wegen derselben weggebrannt werden; 2) daß sie des Abends um 9 Uhr und also ohngefähr drei Stunden, ehe der Brand angegangen war, nach Aussage ihrer Magd, aus der Stube gegangen war, und eine geraume Zeit in ihrem Hofe, an welchem die Scheuer der Inspektorin anstieß, verweilt hatte; und endlich 3) hatte sie am andern Tage zu ihrem Manne, als derselbe die Inspektorin beklagte, geäußert, es wäre hieran nichts gelegen, und sey derselben schon recht geschehen, und als derselbe ihr hierauf den Vorwurf machte, daß sie das Feuer angelegt habe, gesagt, daß er ihr dieses doch nicht laut nachreden möchte, ob sie dann verbrannt werden sollte. Gleichwohl läugnete dieselbe vor dem Gerichte, daß sie das Feuer angelegt habe, und es konnte außer den angeführten Verdachtgründen kein Beweis gegen sie aufgebracht werden.

Der Schöppenstuhl zu Wittenberg sprach das Urtheil, daß Kunigunde sich mittelst Eides von dem hierin gegen sie stehenden Verdachte reinigen solle, ein Urtheil, das, wie alle seiner Art, wohl nicht unzweckmäßiger seyn konnte.

Kunigunde schwur, wie leicht begreiflich ist, daß sie das Feuer nicht angelegt habe, und ward

sonach auf freien Fuß gestellt. Ihr häusliches Verhältniß blieb dasselbe, nur daß Tenzel jetzt ihre Eifersucht gegen die Tiedin zu beseitigen suchte, weil er sich wirklich überzeugt hielt, daß seine Frau aus Bosheit das Feuer in der Scheuer der Inspektorin angelegt habe, und daher sich alle Mühe gab, dieselbe über sein Verhältniß zu der Tiedin zu beruhigen. Dies gelang ihm indessen nie ganz, und nie war diese Leidenschaft bei einem Weibe auszulöschen, das nicht zu beruhigen, und dessen Bosheit nie zu befriedigen war.

Etwa acht Monate lang schlummerte Kunigundens Bosheit, als dieselbe durch den unschuldigsten Zufall von der Welt von neuem erwachte. Tenzel hatte vor einigen Tagen eine neue Windmühle gekauft, wie man sie zur Reinigung der Früchte zu brauchen pflegt, und da diese theuer und leicht verderblich war, seinem Weibe verboten, solche an jemand zu verleihen. Auch hatte er solche wirklich bereits einigen Bekannten, welche um dieselbe angestanden hatten, unter mancherlei Vorwande versagt. Jetzt schickte die Inspektorin Emerenzen, und ließ Tenzeln bitten, ihr diese Windmühle auf ein paar Stunden zu leihen, weil ihre eigne unbrauchbar sey, und einer Reparatur bedürfe. Tenzel, dem in diesem Augenblicke es einfiel, daß seiner Frau Bosheit die Inspektorin in ein so großes Unglück gebracht habe, glaubte derselben diese Kleinigkeit nicht versagen zu durfen, sagte ihr die Bitte zu, und

hieß Emerenzen mit ihm auf den Boden gehen, um die Mühle herunter bringen zu helfen. Schon diese unerwartete Gefälligkeit ihres Mannes machte den Verdacht und die Galle Kunigundens rege, und da die Tiedin und Tenzel etwas lange auf dem Boden blieben, weil sie zuvor einiges Geräthe wegräumen mußten, welches den Transport der Mühle verhinderte, so schwoll dadurch ihr Zorn so sehr an, daß sie, als eben Emerenzie mit der Mühle herabkam, ihr mit ihrem Spinnrocken unter einer Menge von Schimpfworten einige Schläge gab, und mit demselben gleichfalls ihrem Manne, der auf das erhobene Geschrei der Tiedin herbeisprang, in das Gesicht schlug. Tenzel ließ dies nicht unvergolten, und da er im Zorne kein Ende finden wollte, Kunigunden zu schlagen, entfloh diese endlich aus dem Hause, welches Tenzel sofort hinter ihr abschloß, und einen sehr nachdrücklichen Schwur that, sie nicht mehr in dasselbe einzulassen.

Einer Furie gleich durchlief Kunigunde das Städtchen und eilte zum Beamten, ihren Ehemann zu verklagen. Tenzel ward sogleich berufen, und auf seine vorgebrachte Rechtfertigung erhielt er zwar einen gelinden Verweis über die wirklich harte Mißhandlung seines Weibes, und die Anweisung, in der Zukunft sich ähnlicher Barbareien zu enthalten, Kunigunde aber nicht blos keine weitere Genugthuung, die ihr, hätte

der Beamte ihrem Antrage und ihrem Wunsche nachgegeben, nicht hart genug ausfallen konnte, sondern sogar einen scharfen Verweiß und die gemessenste Weisung, sich künftig besser und anständiger zu betragen. Dies entrüstete sie natürlicher Weise noch mehr, und sie überhäufte jetzt den Beamten, der nach ihrem Bedünken ein so sehr ungerechtes Urtheil ausgesprochen hatte, so sehr mit Schmähungen, daß dieser sich genöthigt sah, das unartige Weib mit einem dreistündigen Arreste zu bestrafen.

Hierdurch immer noch zur höheren Wuth gebracht, schimpfte und wüthete Kunigunde, so lange sie im Arreste war, und befand sich bereits in einer Art von Raserei, als der Gerichtsknecht sie nach verlaufner Strafzeit frei ließ. Unglücklicherweise führte sie der Weg an dem Hause einer Bekannten vorbei, deren Ehemann einen Branntweinzapf hatte. Kunigunde trat zu derselben ein; diese, eine der größten Klätscherinnen der Gegend, und ein eben so bösartiges Geschöpf, als die Tenzelin selbst, hatte nicht sobald das Unglück ihrer Freunde vernommen, als sie derselben treufleißig in den Ton stimmen half, der ihr so geläufig war, und ihrem Hange zur Klätscherei freien Lauf gab. Ein paar Gläser Branntwein, welchen dieselbe Kunigunden aufstellte, und den diese gegen ihre sonstige Gewohnheit im Tumulte der Sinne austrank, brachten

diese auf den höchsten Grad der Raserei, und wirklich schäumend vor Wuth verließ Kunigunde ihre Freundin, um nach Hans zu eilen.

Tenzel war noch nicht zu Hause, als dieselbe dort ankam. Ein kurzer Schlaf, in welchem diese, erschöpft an Kräften und von dem Geiste des genossenen Branntweins betäubt, fiel; scheint derselben ihre Besinnung nur in so weit wieder gegeben zu haben, daß sie das Verbrechen, welches sie in dem vorhergehenden Zustande der Sinnlosigkeit bereits entworfen hatte, planmäßiger ausführen konnte. Gegen eilf Uhr in der Nacht stand sie auf, verrammelte die Thüre des Zimmers, in welchem ihr Ehemann schlief, von außen, packte das vorräthige Geld und verschiedene Dinge von Werth, deren sie in der Eil habhaft werden konnte, zusammen, und holte dann aus der Scheuer einige Büschel Stroh herbei, welche sie vor dem Zimmer, in welchem Tenzel schlief, anzündete.

Aber diesmal hatte Kunigunde sich, in der Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, getäuscht. Zwei Nachbarn, welche in den Hof des Tenzlischen Hauses sehen konnten, hatten sie das Stroh aus der Scheuer holen gesehen, und hierdurch aufmerksam gemacht, dieselbe beobachtet. Auch hatte Kunigundens Magd gleichfalls bemerkt, wie dieselbe das Zimmer, in welchem Tenzel schlief, von außen verrammelt hatte. Das Feuer war

gleich entdeckt, und ohne wesentlichen Schaden und Gefahr gelöscht worden. Kunigunde ward noch in derselben Nacht in das Gefängniß gebracht.

Am andern Tage gestand sie dem Gerichte nicht nur diese letzte That ausführlich und ohne Rückhalt, sondern bekannte auch, das Feuer in der Scheuer der Inspektorin angelegt zu haben, in welche sie durch ein Luftloch, das in den Hof ihres Hauses gieng, brennende Späne eingeworfen hatte; beidemal hatte sie darauf gerechnet, unentdeckt zu bleiben, weil sie ganz allein ohne alle Beihülfe und immer mit der größten Vorsicht das Verbrechen vorbereitet und ausgeführt hatte, und weil so weniger Verdacht auf sie fallen konnte, als jedesmal ihr eignes Haus vorzüglich in Gefahr war, und daher nicht so leicht jemand denken konnte, daß sie selbst sich in Gefahr und Schaden bringen werde.

Da Kunigunde sich nach einigen Tagen im Gefängnisse selbst erhieng, so entgieng sie der Strafe des Feuers, welche ihr als zwiefacher Mordbrennerin nach den Gesetzen zu Theil geworden wäre.

Friedrich Lanner
und
Friedrich Lahner.

Die Aehnlichkeit der Namen zweier Menschen, der Namen ihrer Geburtsorte und ihrer Schicksale gab zu einer sonderbaren Verwechslung Anlaß, welche wir hier unsern Lesern mittheilen wollen. So wenig dieselben auch sonst mit einander gemein hatten, so wenig sie einander begegnet waren, oder vielleicht auch je nur einander gesehen hatten, und so wenig sie selbst daran denken konnten, daß je eine solche Verwechslung mit ihnen eintreten könne, so sollten sie doch gleichsam mit Gewalt für einander genommen werden, und Habsucht und Betrügerei machte durch diese Verwechslung einen rechtlichen, sehr redlichen Mann unglücklich.

Die Geschichte ist buchstäblich wahr; erst vor fünf Jahren hat sie die Auflösung erhalten, ohne welche ein Unschuldiger vielleicht noch jetzt im Gefängnisse schmachtete.

Wir wollen, um die Aehnlichkeit der Namen und der Orte, welche diese Verwechslung veranlaßte, zu bezeichnen, ohne beide gerade zu nennen, die Personen Lanner und Lahner, und die Orte Kronstett und Kronstadt benennen. Beide erstern hiessen Friedrich, und beiden letztern liegen in Deutschland, nur daß sie zwei verschiedenen Reichsfürsten gehören, und das erstere in Norddeutschland, das letztere im südlichen Deutschland gelegen ist. Beide scheinen von gleichem Alter gewesen zu seyn, und sich um die nämliche Zeit von Hause entfernt zu haben; beide reisten nach Holland, in der Absicht, sich dort einzuschiffen, und zur See ihr Glück zu machen, von beiden hatten ihre Verwandten in fast dreißig Jahren nichts gehört.

Lanner war der Sohn eines reichen Weinhändlers; seine Eltern lebten noch, als er Kronstett verließ, und die Härte, mit welcher ihn sein Vater gegen seinen Willen und Neigung zum geistlichen Stande zwingen wollte, war die Ursache, warum er diesen und sein Vaterland verließ, um auf eine seinen Wünschen mehr anpassende Art sein Glück in der Welt zu suchen. Dies meldete er seinem Vater vom Borde des Schiffes Iphigenia, auf welches er sich nach Batavia eingeschifft hatte, in einem herzbrechenden Schreiben, welches aber das Herz des Alten so wenig brach, daß dieser vielmehr noch fast dreißig Jahre lebte, und als

ein 86jähriger Greis erst im Jahre 1788 starb.

Lahner, der Sohn eines lüderlichen Gastwirths hinterließ, als er Kronstadt verließ, nichts, als den Ruf eines bösen Buben, und ganz Kronstadt war froh, als er von Amsterdam aus einem seiner lüderlichen Gesellen schrieb, daß er in einigen Tagen sich nach Ostindien einschiffen werde, weil man dadurch zur Erwartung berechtiget ward, daß der lüderliche Junge so bald nicht in das Städtchen zurückkommen würde, in welchem wenige Einwohner sich befanden, denen er nicht zuvor irgend einen Schabernack gethan hatte.

Als der alte Weinhändler Lanner in Kronstett starb, hinterließ er ein Vermögen von fast hunderttausend Thalern, welches seine Kinder, deren, mit Einschluß des Abwesenden, sechse waren, unter sich zu vertheilen hatten. Wegen dieses Abwesenden mußte die Theilung gerichtlich geschehen, und da die Gesetze erst denjenigen für todt halten, der 75 Jahre alt ist, der Abwesende damals aber kaum 47 Jahre zählte, so ward dessen Erbportion, die sich auf 18,000 Thaler belief, einem Vormunde zur Verwaltung übergeben.

Die Geschwister desselben kannten sehr gut die Nachtheile, welche eine vormundschaftliche

Verwaltung, wenn auch der Vormund noch so sehr seine Pflicht thut, auf das zu administrirende Vermögen hat. Zudem waren sämtliche Brüder Kaufleute, welche dies Vermögen weit besser benutzen konnten, als es unter Vormundschaftlicher Pflege benutzt ward, und daher gaben sie sich bei den Gerichten alle Mühe, dasselbe zu erhalten. So viele Wahrscheinlichkeit es indessen auch hatte, daß der Abwesende auf seiner Seereise umgekommen sey, da derselbe bisher nicht nur nichts von sich hören lassen, sondern auch die Erben Privatnachrichten von desselben Schicksalen eingezogen und dadurch erfahren hatten, daß derselbe zu Batavia im Hospitale gestorben sey, so konnte doch dies den Gerichten nicht gnügen, und diese verlangten einen gesetzlichen Todesschein. In dessen Ermanglung sollte das Vermögen bis dahin, daß der Abwesende komplett 75 Jahre alt sey, und somit noch 28 Jahre unter vormundschaftlicher Pflege bleiben.

Die Geschwister des Abwesenden wendeten sich daher an einen Advokaten in Amsterdam, welchen sie beauftragten, bei der ostindischen Compagnie Erkundigung über das Leben oder den Tod des Abwesenden einzuziehen, und falls sich die Sage, daß solcher in dem Hospital zu Batavia gestorben sey, bestätigen würde, ihnen einen legalen Todesschein zu verschaffen. Der Advokat antwortete bald, daß

Friedrich Lanner wirklich in dem Hospitale zu Batavia am 16ten August 1762. gestorben sey, und versprach den Erben ehstens einen gesetzlichen Auszug aus den Registern der Kompagnie desfalls zuzuschicken, hieng aber so viele und sonderbare Klauseln an, daß diese leicht sich überzeugen konnten, es sey von dem Ehrenmanne eine merkliche Prellerei beabsichtiget. Sie versuchten daher, mit demselben durch billige Akkorde sich zu setzen, erhielten aber aus unbekannt gebliebenen Ursachen nie wieder einige Antwort von demselben, vielleicht weil er immittelst gestorben war. Eben so unwirksam waren einige andere Anstalten, die sie machten, um den Todesschein zu erhalten, und sie sahen sich am Ende gezwungen, sich nach dem Rathe eines Amsterdamer Korrespondenten zu einem Opfer zu entschließen. Sie ließen nämlich durch diesen in die Amsterdamer Zeitung einrücken, daß derjenige, welcher den Todesschein in gesetzlicher Form an diesen ihren Korrespondenten einliefern würde, eine Belohnung von 100 Louisdor's durch denselben ausbezahlt erhalten solle.

Es fanden sich sogleich mehrere bereit, diese ansehnliche Prämie zu verdienen, und sehr bald war es einem derselben gelungen, sich in den Besitz der Urkunde zu setzen, welchem dieselbe zugetheilt werden sollte. Aber nun trat eine neue und unvorhergesehene Schwierigkeit ein.

Der Korrespondent der Lannerischen Familie, welcher diese Prämie in der Amsterdamer Zeitung ausgeboten und sich anheischig gemacht hatte, solche zu bezahlen, war der Buchhalter eines angesehenen Amsterdamer Handlungshauses. Kurz zuvor, ehe die Urkunde an ihn beigebracht werden sollte, war er in Handlungsgeschäften seines Prinzipalen nach Kadix verschickt worden, und da sein Prinzipal sich um dessen Privatgeschäfte nichts annahm, so versagte er es dem Vorzeiger der Urkunde, die ihm von seinem Buchhalter zugesicherte Belohnung auszuzahlen, hatte aber gleichwohl so viel Rücksicht für denselben, daß er in eine deutsche Zeitung einrücken ließ: „Die von den Lannerischen Erben in Kronstett verlangte Urkunde über den Tod ihres Bruders, Friedrich Lanner zu Batavia, sey bereit, und könne von ihnen gegen die dafür zugesicherte Prämie in Empfang genommen werden, weshalb sie sich an das Handlungshaus M..... wenden könnten, weil dessen Buchhaltrr, der diese Sache zuvor besorgt habe, schon seit einiger Zeit nach Kadix abgereist sey."

Die Lannerischen Erben erhielten nun nach mancherlei Hindernissen, welche zuvor von ihnen geebnet werden mußten, den so sehnlich verlangten Todesschein, und durch diesen den Besitz der Erbschaft des Abwesenden. — Der Todesschein selbst war aus den Registern des Hospitals der ostindischen Kompagnie zu Batavia,

und hatte alle nöthigen gesetzlichen Erforderuisse. Der Name des Verstorbenen war darin, Friedrich Lahner, aus Kronstett, geschrieben, und bezeugt, daß derselbe am 16ten August 1762 im Hospitale zu Batavia an einer Brustentzündung gestorben sey.

Der Kaufmann R... zu M...., ein verhungernder Banquerouteur, hatte in der deutschen Zeitung den Avis gelesen, welchen der Amsterdamer Kaufmann wegen Auffindung des Todesscheins hatte einrücken lassen. Es ist bisher nicht bekannt geworden, ob zufällig, oder durch etwaige Korrespondenzen in Amsterdam, erfuhr er sogleich von der Sache so viel daß man eine Prämie von 100 Louisdor auf die Erhaltung dieses Todesscheins von Seiten der Lannerischen Verwandten in Kronstett gesetzt habe, und diese wirklich ausbezahlt worden sey. In der Absicht, auf jeden Fall hierbei etwas zu erwerben, und die Lahnerischen Verwandten in Kronstadt, von welchen er einen Tuchhändler kannte, mit dem er in vordern Zeiten verschiedentlich gehandelt hatte, und welche er für sehr reich hielt, zu prellen, schrieb er an diese, die Lannerischen Verwandten zu Kronstadt hätten sich der hierbei verwaltenden sonderbaren Aehnlichkeit der Namen bedient, sich einer Erbschaft, welche der verstorbene Lahner in Batavia hinterlassen, und die über 300,000 Thaler betragen haben solle, zu bemächtigen,

welches Geld ihnen auch wirklich zugeschickt worden sey.

So wenig Zusammenhang diese Sache hatte, da in dem Falle, wenn die Lannerischen Erben von der ostindischen Compagnie eine Erbschaft eines ihrer Verwandten aus Batavia zu beziehen gehabt hätten, sie nicht nöthig gehabt haben würden, von eben dieser Kompagnie sich erst einen Todesschein zu erwirken, so machte diese Nachricht doch auf die Lahnerischen Verwandten einen unglaublich starken Eindruck. Fast sämtliche waren arme Leute, und befanden sich in einer Lage, in der gerade eine Erbschaft dieser Art erfordert ward, um sie zu heben. Der Widerspruch, den wir so eben angeführt haben, ward zwar auch von ihnen gerügt, aber R... hob denselben bald und leicht durch einige angeblich aus Amsterdam erhaltene, muthmaslich von ihm selbst fabricirte Briefe, worin es hieß, die ostindische Kompagnie habe die ganze Erbschaft bei der Amsterdamer Stadtobrigkeit hinterlegt gehabt, um solche den rechtmäßigen Erben des Verstorbenen auszuhändigen, und um sich bei dieser Behörde erforderlich legitimiren zu können, sey von den Lannerischen Erben der Todesschein so sorgfältig gesucht worden.

Allerdings war auch diese Erklärung eben so unzulänglich, als die erste Nachricht, da um

die Erbschaft eines Todten, welche bestimmt als dessen Rücklaß, und mit dem eignen Antrage, solche dessen Erben zu verabfolgen, irgendwo hinterlegt wird, es allerdings vollkommen überflüßig ist, zuvor noch einen Beweis über dessen Tod zu verlangen. Die Lahnerischen Verwandten waren indessen zu kurzsichtig, um dies einzusehen, und viel zu sehr von der Hoffnung, sich reich zu sehen, verblendet, um hierauf zu achten, da ein redlicher Advokat, dem sie die Sache vortrugen, sie hierauf aufmerksam machte. Es war ihnen genug, von R... gehört zu haben, daß an die Lannerischen Erben zu Kronstett 300,000 Thaler von Amsterdam abgeschickt worden seyen, welche ihnen gehörten; sie schoßen so viel Geld, als ihre Armuth ihnen aufzubringen erlaubte, zusammen, machten hiervon dem Kaufmann R... ein nicht unansehnliches Präsent, welchem sie noch große Versprechungen für die Zukunft beifügten, und schickten einen aus ihrem Mittel nach Kronstett an die dasige Obrigkeit, der in allem Ernste die unrichtig dahin abgeschickten 300,000 Thaler reklamirte.

Nicht ohne Mühe überzeugte sich das Gericht zu Kronstett, daß der Abgeschickte, der sich bis hieher gebettelt hatte, nicht wahnwitzig sey, und noch schwerer gieng es diesem ein, als dasselbe ihm die wegen der Lannerischen

Erbschaft verhandelten Akten vorlegte, und ihn zu überzeugen suchte, daß der Kaufmann R... in M.... ein banquerouter Lump sey, der die Absicht habe, die Einfalt der armen Lahnerischen Verwandten sich zinsbar zu machen. Der Petent blieb dabei, daß 300,000 Thaler für seine Verwandten da seyn müßten, beschuldigte die Gerichten, daß sie sich an diesem Betruge beantheiligt hätten, und trieb die Unart so weit, daß man sich genöthigt sah, ihn aus Kronstett durch den Büttel ausführen zu lassen. Dies galt nun den Lahnerischen Verwandten für einen neuen Beweis, daß ihre Nachrichten vollkommen ächt seyen, daß aber das Gericht zu Kronstett an der Betrügerei ihrer Gegner beantheiliget sey, und sie daher von demselben keine Gerechtigkeit erwarten könnten.

Eben waren sie beschäftiget, ihre Klagen der höhern Behörde vorzubringen, als ihr Korrespondent R... ihnen meldete, daß ein neuer Beamter nach Kronstett gekommen sey, von welchem sie daher, wenn er anders nicht gleich auch von den Lannerischen Erben erkauft würde, mehr Hülfe zu erwarten haben würden. Zugleich gab ihnen derselbe die Nachricht, welche er von einem Speditеur in M.... erhalten hatte, daß vor einigen Jahren an diesen eine Kiste aus Amsterdam geschickt worden, um sie an den Goldschmidt Lahner in Kronstadt zu schicken. Diese Kiste, welche, wie er gewiß wisse, eine Menge indiani-

scher Seltenheiten von außerordentlichem Werthe enthalten, habe der in Batavia seßhaft gewesene Kaufmann Lahner geschickt gehabt, der Speditetur aber aus Unbekanntschaft mit der Verschiedenheit des Orts und der so auffallend ähnlichen Geschlechtsnamen nach Kronstett an einen dort wohnenden Uhrenhändler Lanner geschickt, der solche auch in Empfang genommen und zurück behalten habe.

Mit diesem neuen Beweise traten jetzt die Lahnerischen Erben wieder in Kronstett auf; der daselbst wohnende Uhrenhändler Philipp Lanner, ein Bruder des abwesenden Friedrich Lanner, konnte und wollte es nicht läugnen, daß er einst von einem Spediteur aus M.... eine Kiste mit der Addresse: An den Goldschmidt Lahner in Kronstett, erhalten, und solche unbedenklich angenommen habe, weil er gar nicht einmal gewußt habe, daß noch ein Ort, daß Kronstadt hieße, existire, den Wechsel der Buchstaben in dem übrigen ganz ähnlichen Namen kaum bemerkt habe, und man in hiesiger Gegend nur gar zu oft und leicht die Gewerbzweige Goldschmidte und Pretiosenhändler mit einander verwechsele. Die in dieser Kiste befindlichen Dinge, welche in einigen unbedeutenden und nichts weniger als kostbaren indianischen Produkten bestanden, erbot er sich sogleich auszuliefern, oder auf Verlangen zu bezahlen.

Dies ward jedoch von den Lahnerischen Erben nicht angenommen. Sie forderten für den angeblichen Inhalt der Kiste nicht weniger als 40,000 Thaler, indem sie sich auf das Zeugniß eines Schiffers beriefen, welchen R... ihnen ausgemacht hatte, und der von dem Kaufmanne in Amsterdam, der ihm die Kiste zur Besorgung übergeben hatte, gehört haben wollte, daß dieselbe einen Werth von wenigstens 40,000 Thalern enthalte. Sie brachten in Anregung, Philipp Lanner sey dem Banqueroutte nahe gewesen, und habe schon wirklich angefangen, mit seinen Gläubigern um Nachlaß an ihren Forderungen zu unterhandeln; gleich nach Empfang dieser Kiste aber habe er nicht nur seine beträchtlichen Schulden baar bezahlt, sondern sey auch wieder ein wohlhabender Mann geworden. Da derselbe selbst nicht läugnen könne, sich einer ihm nicht gehörigen Sache angemaßt zu haben, und also ein Betrüger sey, der Betrug aber einen so großen Umfang habe, so trugen sie vorläufig auf dessen Arretirung an.

Dies Anbringen der Lahnerischen Erben, wozu eigentlich abermal R... sie angeleitet hatte, hatte den Schein vollkommen für sich. Wirklich war um die Zeit, als Philipp Lanner die Kiste erhielt, derselbe in den übelsten Vermögensumständen, und wirklich hatte er bereits seinen Gläubigern einen Akkord angeboten, als er mit einemmale dieselbe ohne allen Abzug baar ausbe-

zahlte, und seine Handlung wieder aufleben machte. Hierzu hatte ihn aber freilich keineswegs die erhaltene Kiste in den Stand gesetzt, sondern eine für verlohren gehaltene höchst beträchtliche Forderung, welche ihm nach dem Tode des alten Fürsten von K... dessen Nachfolger mit einemmale baar und ohne allen Abzug ausbezahlen ließ. R... wußte dies allerdings, er fand aber für gut, die Verlegenheit zu benutzen, in welche Philipp Lanner durch die Kiste gebracht ward, er rechnete darauf, daß dieser, der allerdings in rechtlicher Rücksicht hierin viel gegen sich hatte, sich seiner bedienen würde, um mit den Lahnerischen Erben einen Vergleich hierüber abzuschließen, weil es bekannt war, daß er die Schritte derselben durchaus leitete, und diese ihm blindlings Folge leisteten, und suchte daher die Verlegenheit desselben auf das äusserste zu treiben, um so von demselben für die ihm zu leistenden Dienste besser bezahlt zu werden, und theils auch, um die Vergleichssumme für die Lahnerischen Erben höher zu spannen, da diese ihm vorläufig einen bestimmten Antheil hieran zugesichert hatten.

Die Klage ward mit so viel Ränken umstrickt, und die ganze Sache so künstlich geleitet, daß die Gerichten sich wirklich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, den Beklagten verhaften zu lassen. Es erhob sich jetzt ein verwickelter Rechtsstreit, in den zugleich wegen der angeblich erhaltenen Lah-

nerischen die übrigen Lannerischen Erben mit verwik-
kelt waren. So wenig diese hierdurch in Verlegenheit
gebracht werden konnten, so sehr kam Philipp Lanner
immer mehr ins Gedränge, und dieser unglückliche,
schuldlose Mann konnte nichts anders, als seinen
völligen Ruin voraussehen, als endlich auf ein-
mal, nachdem derselbe bereits zwei Jahre verhaf-
tet war, sein Schicksal eine unvorhergesehene und
höchst günstige Wendung erhielt.

An einem guten Abende erschien nämlich
Friedrich Lahner in Kronstadt, ärmer und zer-
lumpter noch, als er ehedem von da weggegan-
gen war. Er wunderte sich nicht wenig, daß
seine Verwandten ihn bei lebendigem Leibe hatten
beerben wollen, noch mehr aber über die große
Idee, welche man sich von seinem Vermögen ge-
macht hatte. 300,000 Thaler war mehr, als
er rechnen konnte. Er war als Matrose zur See
gegangen, und hatte nach mancherlei Unfällen zu
Batavia einen kleinen Handel angefangen, der
ihm im Anfange über Erwartung gelungen war.
Um seinen Freunden eine hohe Meinung von dem
Glücke beizubringen, welches er gemacht habe,
hatte er damals die bewußte Kiste mit ostindischen
Kleinigkeiten, die an der Stelle des Einkaufs
wenig kosteten, und dort fast gar keinen Werth
hatten, mit einem Schiffe nach Europa geschickt,
wo dieselbe, wie wir gesehen haben, die Ursache
ward, daß ein braver Mann seiner Familie und
seinen Geschäften zwei Jahre lang entzogen, und

beinahe für immer ruinirt worden wäre. — Der Ankömmling taxirte den Werth der Kiste auf 70 Thaler, welche Philipp Lanner ohne weitern Aufenthalt bezahlte. Die übrige in Anspruch genommene Erbschaft fiel ohnehin weg, und R... ward nach vorgenommener Untersuchung seines Bubenstreichs auf zwei Jahre in ein Zuchthaus gebracht.

Johann Plode.

Dieb aus Rache.

Gustav Plode, ein reicher Gerber in der schlesischen Stadt S...., erzog seine beiden Söhne Anton und Johann mit einem Aufwande, der, so reich er auch war, doch die Kräfte seines Vermögens überstieg. Anton, der ältere, hatte wenig Talente, und war überhaupt ein unbedeutender Junge, der wenig versprach; der jüngere hingegen, Johann, gab sehr früh schon Beweise der glücklichsten Anlagen, die er unter der Leitung der geschickten Lehrer, welche sein Vater

ihm hielt, auf die ausgezeichnetste Weise kultivirte. — Mit diesen beiden Brüdern genoß Adolph, der Sohn des reichen Leinenhändlers Bauscher, gleichen Unterricht. So reich Bauscher war, der mit Recht für den reichsten Mann in der Stadt und der ganzen Gegend galt, und so kindisch er in seinen Einzigen verliebt war, der übrigens ein tückischer aber erzdummer Junge war, so litt es doch sein Geiz nicht, auf dessen Erziehung etwas zu verwenden, und er erwirkte es daher von Plode, seinem Vetter, daß Adolph für ein paar Groschen, welche er den von diesem für seine Söhne reichlich bezahlten Lehrern zum Douceur zu geben versprach mit diesen gleichen Unterricht erhielt. Plode gab dies um so lieber zu, als er sehr viel auf den alten Bauscher, als seinen Verwandten, hielt, und erwartete, daß hierdurch eine Art von Nacheifer unter den Jungen entstehen und diese dadurch fleißiger werden würden.

Diese letztere Erwartung schlug indeß fehl. Adolphs Dummheit und Faulheit machte nicht blos alle Rivalität unter den Knaben unmöglich, sondern der tückische Junge verdarb auch noch die Moralität und den Fleiß Antons, dessen Freundschaft er sich bemächtigt hatte. Johann liebte denselben nicht, er hielt sich deshalb von ihm entfernt und wandelte seine Laufbahn fort. Er ward daher von demselben gehaßt, und Adolph

wußte sogar diesen seinen Haß gegen Johann, dessen Bruder, mitzutheilen.

Anton war der Liebling seines Vaters, der gegen seinen in jeder Hinsicht bessern jüngern Sohn das unbillige Vorurtheil hatte, welches so oft Eltern gegen einzelne ihrer Kinder eigen ist. Ueberall ward Johann von seinem Vater zurückgesetzt, und Anton, der gar bald sich einen Theil der tückischen Bosheit des jungen Bauschers eigen gemacht hatte, und gleich diesem seinen Bruder haßte, wandte alles an, demselben häufig bei seinem Vater Verdruß zu machen.

Daß dies bei Johann, so viel Herzensgüte er auch hatte, kein gutes Blut setzte, begreift sich leicht. Die Unbilligkeit seines Vaters schwächte jedoch nicht seine Liebe zu demselben, und eben so wenig vermochte er es, seinen Bruder zu hassen; nur Bauschern sah er als die Ursache von allem diesem an, und nur diesen haßte er aus Herzensgrund; ein Haß, der mit den Jahren immer zunahm, und welchen Adolph eben nicht zu mindern beflissen war.

Diese leidenschaftliche Abneigung schwoll zu einer fürchterlichen Höhe, als nach einigen Jahren gegen alle Erwartung der Vater davon sprach, daß nun Johanu bald die Bücher verlassen und seine Profession lernen müsse, nnd endlich diesen Vorsatz wirklich ausführte. Bisher hatte der alte Plode immer gesagt, daß

seine beiden Söhne studieren sollten, und er konnte es weder sich, noch andern verhehlen, daß es Johann hierbei weiter bringen werde, als sein Bruder. Um so auffallender war jetzt diese jählinge Umänderung seiner Gesinnungen. Vergebens riethen die Lehrer und alle, welche die Jungen kannten, daß, wenn er doch einen seiner Söhne zu seiner Handthierung anhalten wolle, er Antonen hierzu auserwählen möge, weil dieser ungleich weniger Fleiß und Talente habe, und weniger verspräche, als sein jüngerer Bruder. Der Alte blieb dabei und Johann ward mit Gewalt von seinen Studien gerissen, und gezwungen, eine Professon zu lernen, welche er verabscheuete, während sein Bruder mit allem Glanze die Laufbahn eines Musensohnes fortwandeln durfte.

Schon dies verstärkte die Abneignng Johanns gegen seinen Bruder, und sein Haß gegen Bauschern ward noch viel höher geschwellt, als er erfuhr, daß dieser tückische Bube einzig die Schuld dieses ihm unerträglichen Wechsels hatte. Adolph hatte nämlich seinem Vater so viel hämische Einflüsterungen insinuirt, und ihm endlich gedroht, ihm durchzugehen, wenn er bei Plode nicht erwirkte, daß Johann nicht weiter mehr studieren dürfe und zum Handwerke genommen werde, daß dieser schwache Mann, dem ohnehin der Neid über Johanns größere Fortschritte, und den allgemeinen Vorzug, welchen derselbe

überall vor seinem Herzenssöhnchen erhielt, am Herzen fraß, und der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß Johann einst höher steigen sollte, als sein Adolph, bei Plode alles anwendete, um diesen dahin zu bringen, wohin seines Söhnchens Wunsch gieng. Der alte Plode, der ein leicht zu überredender Mann war, gab den Vorstellungen Bauschers bald nach, und überzeugte sich durch dieselbe, daß er bei seinem jetzt herannahenden Alter einen Gehülfen in seiner Arbeit haben, und Johann hierzu bestimmt werden müsse, weil derselbe auf Akademien verdorben werden würde, welches er von seinem Lieblinge Anton weniger zu befürchten glaubte, da dieser weniger Feuer hatte, oder vielmehr besser zu heucheln verstand.

Als in der Folge Anton auf der Universität beträchtlichen Aufwand machte, und daher viel Geld kostete, und überdem der alte Plode Adolphen, welcher nach der mit dessen Vater geschehenen Verabredung Plodens Tochter heirathen sollte, gleichfalls mit starken Summen unterstützte, während der gehaßte Johann schwer arbeiten und oft darben mußte; als endlich beide in der Vakanz ihre Eltern besuchten, ihre Pracht gegen die Aermlichkeit, welche Johanns Loos war, grell genug abstach, und sie überdem mit ächter akademischer Rohheit denselben, als er zutraulich sich ihnen näherte, verächtlich von sich stießen und mißhandelten, da stieg Johanns Haß gegen Bauschern, den er für die Schuld von allem dem

hielt, auf das höchste, und sein Vater sah sich gezwungen, dessen Wunsche, auf die Wanderschaft zu gehen, nachzugeben, um nicht üble Auftritte zu erleben.

Johann trieb auf dieser sich acht Jahre herum. — Als er wieder kam, waren seine Eltern, so wie der alte Bauscher tod. Sein Bruder hatte in einer benachbarten Stadt einen Federdienst, weil er keinem, der etwas mehr, als Lesen und Schreiben, erforderte, vorzustehen fähig war, und Adolph hatte gar keine Anstellung, weil er zu allem unfähig befunden worden war. Er hatte die Handlung seines Vaters verkauft, der beträchtliche Erlöß aus derselben setzte ihn in Stand, auch ohne Bedienung gemächlich und mit Glanze leben zu können; sah, nach wie vor, mit Verachtung und Spott auf seinen alten Schulkameraden herab, und versäumte keine Gelegenheit, ihn beides fühlen zu lassen. Johanns Schwester zu heirathen, weigerte er sich eben so beharrlich, als die unter dieser Voraussetzung von dem alten Plode erhaltenen beträchtlichen Geldsummen wieder zu bezahlen.

Als einst Johann eine Fuhre Leder in eine benachbarte Stadt zu Markte brachte, und da er hinter derselben hergegangen war, von der Ermüdung in einem Wirthshause ausruhte, kam Bauscher mit noch zwei andern seiner Art in einer mit vier Pferden bespannten Karosse gleichfalls

vor demselben angefahren. Kaum waren sie durch die Thüren, welche der Wirth respectvoll weit aufriß, in die Wirthsstube getreten, in welcher sich Plode mit noch einem Gaste allein befand, als schon Bauscher auf denselben zutrat, ihm mit der Peitsche den Hut vom Kopfe schlug, und ihn zugleich anmahnete, den Respekt, den er Leuten ihres gleichen schuldig, künftig weniger außer Augen zu lassen. Plode setzte sich in Bereitschaft, den Annahenden so fühlbar zurecht zu weißen, als er es verdiente; dessen Begleiter aber, die sich sogleich drein mischten, ließen ihm ihre Ueberlegenheit fühlen, und der Wirth, den der entstandene Lärm herbeitrieb, verwieß ihm gleichfalls die Unart, daß er so wenig Respekt gegen Leute habe, welche mehr seyen, als er, in sehr rohen, demüthigen den Ausdrücken.

Diese Mißhandlung zehrte an Ploden, wie ein zernichtendes Feuer. Er war der Raserei nahe, und schwur, sich zu rächen, und wenn er selbst darüber zu Grunde gehen solle. Ohne sein Geld, — so raisonnirte er — stünde Bauscher noch weit hinter ihm zurücke, könnte ihn nicht verspotten und mißhandeln, und seine Schwester würde dann nicht von demselben verschmäht und zum Stadtgespräche gemacht worden seyn. Wenn daher dieser Nerve demselben abgenommen werde, meinte er, dann werde derselbe schon anders tanzen. — Wie dies zu bewerkstelligen sey, erwog er den ganzen Tag, und noch auf dem

Heimwege in der späten Nacht entwarf und zernichtete er Plane hierzu, mit denen er sich unablässig beschäftigte. Ein unter jeden andern Verhältnissen höchst unangenehmer Zufall entriß ihn seine Zweifel hierüber.

Plode mußte nämlich, um zu seiner Heimath zurückzukommen, durch einen Wald wandern, in welchem ihn bald ein paar Buschklepper, denen die Wachsamkeit der Polizei den heutigen Markt verdorben haben mochte, und welche wahrscheinlich nun durch einen Fang noch dies gehabte Mißgeschick verbessern wollten, angriffen, und ihm Geld abforderten. Plode hatte sein Geld sämtlich auf den Wagen gethan, auf welchem er das Leder zu Markte gebracht hatte, und der am andern Tage erst zurückefuhr, und ergötzte sich daher herzlich an dem Aerger, in den die Räuber geriethen, als sie ihn durchsucht, und nicht einen Groschen bei ihm gefunden hatten. Eben so schnell faßte ihn aber auch der Gedanke, daß er sich dieser Kerls bedienen könnte, um gegen seinen Feind den Plan auszuführen, mit welchem er sich eben jetzt beschäftiget hatte.

Er schlug den Räubern vor, mit ihm nach S... zu gehen, wo er selbst sie zu einem Fange anführen wolle, der für sie höchst ergiebig werden könne. Er sagte ihnen, daß Bauscher, wie ihm genau bekannt war, ehegestern ein Kapital von 15,000 Reichsthalern einge-

nommen hätte, welches — größtentheils in Gold — noch vorräthig da läge, daß derselbe für einige Tausend Silber und Pretiosen habe, daß dies alles in einem Zimmer gegen den Garten zu aufbewahrt werde, wohin sehr leicht und ohne viele Schwierigkeit zu kommen sey. — Er erbot sich, daß er ihnen sein Haus so lange zum Aufenthalt geben wolle, bis sie den Raub ausersehen und die Beute in Empfang genommen hätten. Er selbst verlangte hieran nicht den geringsten Antheil, und schlug denselben sogar hartnäckig aus, als dieselben ihm solchen in reichlichem Maaße zum Voraus versprachen. Er bedung sich blos, daß er an der Ausführung selbst keinen weiteren Antheil nehmen dürfe, als blos die Gelegenheit zu zeigen, und sie anzuweißen.

Die Bursche fanden den Plan sehr annehmbar und leicht auszuführen; nur kam es noch darauf an, daß Plode denselben das Zutrauen zu sich gab, welches sie gegen ihn als einen ganz Unbekannten nicht haben konnten, da sie befürchten mußten, daß der ganze Plan eine Schlinge sey, durch welche dieser sie in die Hände der Justiz liefern wollte. Sie nahmen demselben, nachdem hierüber unter ihnen viel hin und her geredet worden, einen schweren Eid ab, daß er nichts arges hierbei im Sinne führe, ihnen keine Schlinge lege, und ihnen aus allen Kräften zur Ausführung des Diebstahls behülf-

lich seyn wolle. Ihrerseits versprachen sie dagegen, in einigen Tagen bei ihm einzusprechen, und die Sache nach seinem Wunsche zu vollenden.

Noch unter dem Thore von S... erhielt Plode neue Nahrung für seinen Zorn und Rachgierde. Das Thor war, da es schon ziemlich spät in der Nacht war, als er dort anlangte, bereits geschlossen, und er mußte lange pochen, ehe der Wächter desselben, der im besten Schlafe lag, dasselbe öffnete. Unter dieser Zeit erschien Bauschers Wagen, und in demselben Bauscher mit seinen ungezogenen Gesellschaftern. Beim Scheine des Mondes erkannten diese Ploden, der heutige Strit mit demselben war ihnen noch in zu frischem Andenken, und der häufig genossene Wein machte sie doppelt erhitzt und rachgierig. Sie fielen daher über denselben her, mißhandelten ihn auf die pöbelhafteste Weise, und nur die Dazwischenkunft des auf sein Geschrei zu Hülfe eilenden Thorwärters konnte ihn von den tobenden Ausbrüchen der pöbelhaften Wuth dieser Trunkenbolde befreien. Schnaubend von heißer, grimmiger Rachgirde, und blutend von den Mißhandlungen dieser bösen Buben, taumelte Plode nach Hause, und wartete nun mit verdoppelter Ungedult auf die Ankunft seiner Rächer.

Diese erschienen pünktlich zur bestimmten Zeit. Sie gestanden Ploden, daß sie, ohnge-

achtet des abgelegten Schwurs, ihm noch immer nicht getraut und erst noch zuvor Erkundigung wegen ihm eingezogen hätten, daß sie aber auch jetzt bereit seyen, Leib und Leben daran zu setzen, um seine Wünsche auszuführen. Es waren drei Kerls, welche die Natur selbst zu Spitzbuben geformt zu haben schien, und Plode erschrak selbst, da er sie jetzt am Tage sah, über seine Bundesbrüder. Er gestand in der Folge, daß er, so sehr er auch von Rache glühte, gleichwohl durch den Anblick dieser Teufelslarven so erschreckt worden sey, daß er gern zurückgetreten wäre, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Plode bewirthete seine Gäste trefflich, und der Wein entglühte die Begierde nach Rache wieder heftiger in ihm, als je zuvor sie geglühet hatte. Bei dem Bacchanale, welches sie feierten, bedung sich Plode noch, daß ihm aus der Beute eine Statue von Silber, an welcher er jederzeit eine ausnehmende Freude gehabt hatte, zugetheilt würde, und verzichtete wiederholt auf den Antheil an allem übrigen.

Um ein Uhr des Nachts brach die Gesellschaft auf. Plode war ihr Wegweiser. Er wußte in ganz S... genau Bescheid, und konnte vorzüglich in Bauschers Hause seinen Konsorten jede Stelle bezeichnen, da er darin wie in seinem eignen bekannt war, und man aus seinem Hofe sehr leicht in Bauschers Gar-

ten, und von da in dessen Haus kommen konnte.

Bauscher hatte in dem Zimmer, worin seine Schätze verwahrt waren, noch Licht. Man mußte daher von dem Vorsatze, dort einzusteigen, noch zur Zeit abstehen, und abwarten, bis derselbe schlafen gegangen seyn würde. — Um diese Zeit nicht durch Unthätigkeit zu verlieren, brachte Plode in Vorschlag, in den Häusern derjenigen, welche Bauschern jüngst zu Markte begleitet hatten, und ihn bei dieser Gelegenheit mißhandeln helfen, einzubrechen. Seine Gehülfen waren sogleich willig. — Man hatte auch schon an dem Hause des einen, der ein Tuchhändler war, Hand angelegt, und das Gewölbe desselben, worin seine Waaren verwahrt waren, war bald erbrochen, als die sich nähernde Schaarwache die Arbeiter vertrieb. — Glücklicher waren sie an dem Hause des zweiten, der mit Uhren handelte. Zwar wurden sie auch hier wieder verstört, ehe sie ganz ausgeräumt hatten; ihre Ausbeute war aber doch immer beträchtlich genug.

Jetzt eilten sie zu Bauschern zurück, und vollbrachten ohne Mühe die beabsichtete That. Während Bauscher in dem vordern Zimmer ruhig in den Armen des Schlafes lag, öffneten die Diebe die leichtverwahrten Läden und Fenster des hinteren, stiegen dann ein, und

bemächtigten sich seines Geldes und aller seiner Pretiosen. Sie brachten den Raub in Plode's Haus, und verließen am andern Morgen, höchst zufrieden mit dem gethanen Fange, die Stadt. — Niemand kam auf die Spur der Thäter.

Plode hatte ganz richtig gerechnet. Bauschern war der Nerve seiner Existenz und mit diesem sein Stolz durchschnitten; er bemühte sich jetzt um ein Federdienstchen von 50 Thalern Ertrag, und Plode hatte noch lange Jahre die Genugthuung, denselben jetzt eben so demüthig kriechend und geschmeidig zu sehen, als er vorher pöbelhaft anmaßend und hochmüthig gewesen war. Er hatte sogar häufig Gelegenheit, ihm die sonst erhaltene Herabwürdigung mit gleichem Maaße zu vergelten.

Aber auch dieser Triumph ward unterbrochen. Zu kühn und selbstsüchtig hatte Plode in die Speichen des Schicksals eingegriffen, als daß nicht die vergeltende Gottheit auch ihn hätte bestrafen sollen. Nach ohngefähr 15 Jahren ward einer der Diebe, welche den Diebstahl vollführt hatten, über der Fortsetzung seines Gewerbes arretirt, und bekannte unter andern auch diesen Einbruch. Plode war sogleich in das Gefängniß gebracht, und bekannte schon in dem ersten Verhöre die ganze Sache mit allen Umständen.

Das Gericht schickte die Akten zum Spruche Rechtens auf die Universität Wittenberg, welche das Urtheil dahin fällte, daß Inquisit mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen sey. Denn, hieß es in den Entscheidungsgründen, obgleich Plode bei keinem der geschehenen Einbruche Hand angelegt, auch selbst nicht einmal ein Werkzeug hierzu gehabt, noch auch mit eingestiegen sey, so sey er doch die Hauptveranlassung des Verbrechens gewesen, und die Gesetze sähen bei Verbrechen, welche durch eine Conspiration begangen würden, nicht darauf, was ein jeder bei dem Handel gethan, sondern setzten, indem sie die ganze That für einen Akt achteten, auf alle Conspiranten gleiche Strafe. — Dies sind wörtlich die Ausdrücke der dem Urtheile angehängten Entscheidungsgründe. —

Das Gericht von S..., welches sich freilich auch überzeugte, daß nach dem strengen Sinne der Gesetze Plode das Leben verwirkt habe, aber sich zugleich überzeugt hielt, daß durch die Umstände, welche wir dem Leser mitgetheilt haben, und vorzüglich durch die bei der Vertheilung des Raubs bezeugte Uneigennützigkeit der Verbrecher eine Milderung des Urtheils verdiene, empfahl denselben, indem es die Akten mit dem Urtheile dem Fürsten vorlegte, zur Begnadigung, und der Fürst, für dessen Herz es Wohlthat war, auch nur den entferntesten Grund zu haben, der ihn rechtfertigte, von dem Rechte der Begnadigung,

dieser schönsten Perle in dem Diademe guter Fürsten, Gebrauch zu machen, milderte das Todesurtheil auf eine achtjährige Festungsstrafe.

Franz Heuerbach.

Ein vierjähriger Haß entzweite Franz Heuerbach von D—feld und Ignaz Rödel von W—born. Die beiden Dörfer, in denen ihre Eltern und in der Folge sie selbst ansäßig waren, lagen nur eine kleine Viertelstunde von einander entfernt und hatten eine gemeinschaftliche Schule, in welcher beide Knaben, welche in einem Alter waren, täglich zusammenkamen und durch unausgesetzte Neckereien ihren gegenseitigen Haß nährten. Dieser schien ihnen angeboren zu seyn; er zeigte sich bei dem ersten Zusammentreffen derselben und endete sich nur mit ihrem Tode, ohne in dieser ganzen Zwischenzeit je etwas von seiner Schärfe zu verlieren. Grimmiger als je zuvor ward derselbe, als beide in die Jünglingsjahre traten und bei-

de zugleich sich in dasselbe Mädchen verliebten. Rödel war der begünstigte und erhielt Mariens Hand. Heuerbachs Haß ward von diesem Augenblicke an zur Wuth, so wie dagegen Rödel jetzt nachgiebiger, oder vielmehr furchtsamer zu werden schien. Am Tage der Hochzeit geschahen nach der Gewohnheit des Ortes eine Menge Freudenschüsse, als das Brautpaar zur Kirche zog; einer derselben trieb eine Kugel so dicht an des Bräutigams Kopfe vorbei, daß dieser betäubt niedersank; jedermann hielt Heuerbachen für den Thäter, gegen den jedoch nichts bewiesen werden konnte. Einige Wochen nachher trafen beide Feinde einander in der Schenke eines benachbarten Dorfes, welches eben seine Kirmiß feierte; Heuerbach, vom Weine und Rache erhitzt, suchte mit Rödeln Streit zu erhalten und brach endlich, da dieser, durch eigne Furcht und seine Begleiter zurückgehalten, diesem sorgfältig auswich, ohne weitere Veranlassung auf ihn los, gab ihm einige Stiche mit seinem Messer und würde ihn auf der Stelle ermordet haben, wenn nicht alle Gegenwärtige vereint denselben zurückgehalten und entwaffnet hätten. Heuerbach ward auf der Stelle verhaftet, mußte dem an seinen Wunden lange darniederliegenden Rödel eine beträchtliche Entschädigung bezahlen, und ward ausserdem noch zu einer dreijährigen Festungsstrafe verurtheilt.

Um nichts gebessert verließ Heuerbach, nach Beendigung seiner Strafzeit, den Karren, an welchem angeschmiedet er drei Jahre gearbeitet hatte, und kehrte nach seiner Heimath zurück. Sein Vater war immittelst gestorben, und sein Erbe durch die nachlässigen Administratoren seiner Mutter noch mehr, als durch die Entschädigung, welche er Rödeln bezahlen müssen, und die übrigen bedeutenden Kosten, welche jene boshafte Verwundung veranlaßt hatte, sehr geschmolzen. Die erlittene Festungsstrafe hatte den Haß, den er gegen seinen alten Feind hatte, nicht mildern können, sie hatte denselben vielmehr noch beträchtlich verstärkt, und die Abnahme seines Vermögens, die er jetzt entdeckte und wovon er Rödeln einzig die Schuld gab, mußte denselben noch immer mehr erhöhen. Indessen hatte ihn die erlittne Strafe wenigstens vorsichtiger gemacht, aber gerade deshalb war jetzt sein Zorn seinem Feinde um so gefährlicher, da sich derselbe jetzt nicht mehr in leichter zu vermeidenden öffentlichen und tumultuarischen Angriffen, sondern in Arglist und hinterlistigen Nachstellungen äußerte. Gleichwohl war Heuerbach nicht Meister genug über seine Leidenschaft, oder zu wenig mit den Künsten der Verstellung bekannt, um den glühenden Haß, von dem er gegen seinen Feind erfüllt war, ganz verbergen zu können. Er äusserte ihn vielmehr bei allen Gelegenheiten durch die härtesten Schimpfworte, denen er einf-

gemal, vom Weine erhitzt, die Drohung laut beifügte, „der Kerl verdiene nicht mehr, als daß man ihn todtschlage, und es dürfe ihm leicht einmal in den Sinn kommen, dann thue er dies auch.“

Indessen brach der französische Krieg aus, und da die Orte, in denen die beiden Feinde wohnten, auf dem linken Rheinufer lagen, auf welchem in den ersten Jahren dieses verderblichen Kriegs derselbe geführt ward und jeder, zu sehr von eignem Elende gedrückt, blos für sich selbst zu sorgen hatte, blos mit sich selbst beschäftigt war, so fehlte es an besondern Veranlassungen, den Haß bei dem Feinde zum lauten Ausbruch zu bringen. Rödel schlug sich gleich beim ersten Vorrücken der Franzosen, als Custine in Deutschland einbrach, öffentlich auf die Seite der Republikaner, und hatte daher, gleich so vielen andern ihm gleichgesinnten, nach Vertreibung der französischen Armee, das Unglück, von qed Preussen geplündert zu werden. Angeber unn Hauptzeuge gegen ihn war Heuerbach gewesen, welcher überhaupt immer eine besondre und ausgezeichnete Anhänglichkeit an die alte Herrschaft verrieth, die, wie man allgemein sagte, einzig in seiner Abneigung gegen Rödel ihren Grund so ganz hatte, daß niemand zweifelte, er würde, wäre Rödel von der gegenseitigen Parthei gewesen, der eifrigste und wüthendste Anhänger der Franzosen geworden seyn. Diese Angeberei ver-

galt dann Rödel, als die Franzosen in der Folge wieder vordrangen, mit gleicher Münze, und Heuerbach hatte nun das nämliche Schicksal, welches jener zuvor gehabt hatte, er ward von den Franzosen und ihren rächenden deutschen Anhängern gleichfalls ausgeplündert und bis auf den Tod mishandelt.

Die Franzosen blieben nun ohnausgesetzt in dem Besitze des Landes, Rödel erhielt die vollste Auszeichnung der Parthei, zu der er sich geschlagen hatte und ward, als die Eroberer anfiengen, die in Besitz genommenen Lande nach ihrer Verfassung zu organisiren, als Prepose in den beiden bei einander liegenden Dörfern, in denen die beiden Feinde wohnten, ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er häufig Gelegenheit, seinem Feinde es fühlen zu lassen, daß auch er ihn noch eben so sehr hasse, als je zuvor. Natürlich konnte dies Betragen die Leidenschaft Heuerbachs nicht kühlen; er fühlte jedoch zu gut, daß er der schwächere Theil war, und ohnmächtige Schimpfworte, bisweilen von unvorsichtigen Drohungen begleitet, waren alles, was er jetzt seinem Feinde entgegenzusetzen vermochte.

Doch brach endlich bei einem republikanischen Feste, das die Bauern feiern mußten, der Zwist unter beiden Feinden in eine Schlägerei aus, bei der Rödel, der, wie alle Anhänger der Franzosen, unter den Bauern wenig Freunde

hatte, durchgeprügelt ward, zur Rache aber durch die in dem Orte einquartirten Franzosen Heuerbachen arretiren ließ. Jedoch ließ er denselben am andern Tage sogleich wieder frei; weil er wohl fühlte, daß er es auf keine gerichtliche Untersuchung ankommen lassen durfte, indem er den Streit veranlaßt hatte, und von den bei demselben mit gegenwärtig gewesenen Bauern, die ihn alle als einen Anhänger der Franzosen haßten, kein günstiges Zeugniß erwarten konnte.

Drei Tage nach diesem Vergehen erhielt der Preposee eine Ladung, vor dem Fridensrichter des Bezirks zu erschienen, der in einem drei Stunden von seinem Wohnorte entfernten Städtchen wohnte. Als Rödel dahin abreiste, stand Heuerbach gerade an dem Hause einer Verwandtin, mit der er im Gespräche begriffen war, von der er, als er den Preposee in Reisekleidern an sich vorüber gehen sah, Abschied nahm, mit der Aeußerung, daß er nach Hause gehen wolle. Man sah ihn auch wirklich bis an eine Mühle gehen, welche mitten zwischen den beiden Dörfern lag. Da es stark regnete, so stellte er sich daselbst unter ein Wetterdach, unter welchem er einige Zeit stehen blieb, und dem Preposee, der seinen Weg nach einer andern Seite hin gegen den dort liegenden Wald zu, welchen er passiren mußten, fortsetzte, nach-

starrte. Kurz darauf verließ er noch während des Regens diesen Stand, und eilte auf einem Nebenwege mit schnellen Schritten dem Walde zu, in welchen Rödel so eben eingetreten war.

Noch am nämlichen Abende fand ein Bauer, der mit Korn nach der Stadt gefahren war, wohin Rödel berufen worden, und nun zurückkehrete, denselben gleich am Eingange des Waldes tod liegen, und brachte den Körper nach dessen Wohnung zurück. Der Friedensrichter, den Rödels Verwandte sogleich herbeiriefen, veranstaltete die gesetzliche Besichtigung des Erschlagenen, und man fand, daß ihm mit einem scharfen Instrumente der Hirnschädel gespalten war. Gleich verbreitete sich die Sage, Heuerbach habe diesen Mord begannen, und der Friedensrichter verhaftete, nachdem er durch die Abhör mehrerer Zeugen alle die Umstände erfahren hatte, welche wir oben bereits unseren Lesern erzählt haben, und die allerdings den vollständigsten Verdacht gegen denselben, und sogar eine Art von Gewißheit erzeugen mußten, den Inculpirten, den er an das Anklagetribunal abschickte, von welchem er nach den nöthigen weitern Einschreitungen und der erforderlichen Einleitung des Prozesses an das Kriminalgericht des Departements abgeführt ward.

Hier wurden eine ganze Menge von Zeugen nochmals vernommen, und das Schicksal des Angeklagten schien bereits vollständig entschieden zu seyn, ehe man noch seine Vertheidigung gehört hatte. Der verjährte, hundertfach erwießene Haß des Angeklagten gegen den Gemordeten, die häufig von ihm gegen denselben öffentlich, ohne Scheu und immer im höchsten Grimme ausgestoßenen Drohungen gegen denselben, vorzüglich jene: „daß er ihn noch einmal todschlagen werde, wenn es ihm einfiele." — die an ihm schon einmal verübte tödliche Mißhandlung, welche in wirklichen Mord schon damals ausgeartet seyn würde, wenn er nicht von dessen Vollendung zurückgehalten worden wäre, die Gewißheit, daß er damals den bestimmten und erwiesenen Vorsatz gehabt habe, denselben zu morden, — der drei Tage vor dem geschehenen Morde mit so viel Erbitterung erneuerte Streit — und endlich das allerdings höchst verdächtige Benehmen des Angeklagten zur Stunde der That selbst, da er sich geäußert hatte, nach Hause gehen zu wollen, gleichwohl bei der Mühle unterwegs stehen geblieben, dem Ermordeten mit starren Augen gefolgt, und endlich ihm selbst nachgeeilt war, — alles das waren eben so viele Beweise gegen den Angeklagten.

Heuerbach hatte zu viel natürlichen Verstand, um die Gefahr zu übersehen, in der er

sich befand. Er gestand dies alles ein, da er es ohnehin gegen so viele Zeugen nicht leugnen konnte; er gab zu, daß aller Verdacht, und selbst sogar alle Wahrscheinlichkeit gegen ihn sey, aber gleichwohl sey er unschuldig an dem Morde seines Feindes. Er habe allerdings die Absicht gehabt, nach Hause zu gehen, gab er an, als er von seiner Baase geschieden sey; dies beweise auch der Weg, den er nach seinem Wohnorte zu genommen habe. Als ihn der Regen genöthiget habe, sich unter das Wetterdach der Mühle unterzustellen, sey es ihm eingefallen, daß er sein Holzbeil im Walde zurückegelassen habe, als er desselben Morgens dort Holz gehauen habe, und weil er gefürchtet, dasselbe möge bei dem anhaltenden Regen rosten; habe er sich vorgenommen, dasselbe abzuholen. In dieser Absicht sey er nach dem Walde zugegangen. Der noch immer anhaltende Regen habe ihn zur Eile genöthigt, und weder auf seinem Wege, noch im Walde selbst, sey er dem Preposée begegnet, von dessen Morde er weiter nichts wisse, als daß er hieran völlig unschuldig sey. Daß er demselben auf seinem Wege nachgesehen habe, sey ein so unbedeutender Zufall, daß er sich dessen nicht einmal mehr entsinnen könne.

Der öffentliche Ankläger, ein Mensch ohne Eingeweide, den die Natur so recht zu seinem Berufe geschaffen zu haben scheint, witzelte mit grausamem, empörendem Spotte über die unge-

künstelte Vertheidigung des Unglücklichen, machte die Richter auf alle die Gründe aufmerksam, welche wir oben angeführt haben, und die, wie er sagte, einen so hohen Grad von fast mathematischer Gewißheit gäben, daß selbst der Dedenu solche nicht leugnen könne; er benutzte den von dem Angeklagten angegebenen Umstand, daß er sein Holzbeil im Walde haben holen wollen, indem er anführte, daß derselbe selbst den Geschwornen Gewißheit darüber verschaffen wollen, wie ein Mensch, der unbewaffnet aufs Morden ausgehe, einem wehrlosen Reisenden den Kopf mit einem scharfen Instrumente spalten könne, und gerieth in eine Art von Wuth, in der ihm der Ausdruck entschlüpfte, daß Heuerbach schon allein um deswillen den Tod verdienet habe, weil er Rödeln den Preußen als einen Anhänger der Franzosen verrathen, und so diesen braven Republikaner denselben überliefert habe.

Mehrere Vertheidiger traten auf, und führten mit Beredsamkeit und Scharfsinn die Vertheidigung einer schlechten Sache. Oefters unterbrach sie der öffentliche Ankläger mit Spott und Grimme, so daß der Präsident des Tribunals sich einigemal genöthiget sah, denselben zur Ordnung zu verweisen. Nach einer acht und vierzigstündigen Sitzung erkannten die Geschwornen den Angeklagten einmüthig für schuldig, und der Präsident sprach das Todesurtheil über denselben. Heuer-

bachs Vertheidiger appellirten an das Kassations-tribunal.

Mehr, als Aufschub, schien hierdurch nicht gewonnen werden zu können. Es war zu sehr durch alle Umstände erwießen, daß kein andrer, als Heuerbach, der Mörder seyn könne. Der öffentliche Ankläger bemerkte dies mit vieler Bitterkeit, und Heuerbach, der dieses zugab, erwiederte, daß er dies recht gut anerkenne. Aufschub sey das einzige, was er beabsichte, weil er hoffe, daß Gott in dieser Zwischenzeit gewiß die Wahrheit darstellen und seine Unschuld retten würde. Der Ankläger lachte. die Jury konnten dem Angeklagten eine Wohlthat nicht versagen, welche ihm durch die Gesetze gegeben ward; er ward in das Gefängniß zurückgebracht, die Jury trennten sich.

Das Kassationsgericht nahm die Revision des Prozesses erst nach eilf Monaten vor. Ein kleiner Fehler im Vorfahren, ein kleiner Verstoß gegen eine der vielen Förmlichkeiten, welche der französische peinliche Prozeß hat, bestimmte dasselbe, den ganzen Prozeß zu kassiren. Dieser mußte also durchaus ganz von vornen angefangen werden. Das Kriminaltribunal, so wie die Anklagejury, schienen beide gleichmäßig hierdurch gekränkt zu seyn, und beide ließen nach Einlangung dieses Kassationsurtheils die Sache noch acht volle Monate liegen. Noch war

über dieselbe nichts bestimmt, als Heuerbach im Gefängnisse starb, und gewiß hierdurch sich die Zufriedenheit seiner Richter im hohen Grade erwarb, welche durch die erhaltene Korrektion eben nicht sehr für ihn eingenommen worden waren.

Die Folgte zeigte, daß Heuerbach, indem er durch den Aufschub gerechtfertigt zu werden hoffte, wirklich richtig gerechnet hatte. Allerdings hatte der Unglückliche Rödeln nicht erschlagen, so sehr auch alle Umstände ihn dieser That zeugten.

Kurz nach Heuerbachs Tode ward in einem benachbarten Reichslande auf dem rechten Ufer des Rheins der Chevalier B...... ein französischer Emigrant, eingezogen, weil er nach verschiedenen Betrügereien seinen Hauswirth ermordet hatte. Als er sich überführt und zur Bestrafung reif sah, erwachte in ihm das Gefühl der Reue über seinen vorigen Wandel, und er bekannte in dieser Zerknirschung eine Menge Bubenstreiche, und unter diesen auch den von ihm an Rödeln begangenen Mord mit den Umständen, wie wir sie hier wieder erzählen.

B.... hatte damals, als der unzählige Haufen ausgewanderten Franzosen die Gegenden des Niederrheins unter Conde und Artois überschwemmt hatte, bei Rödel gewohnt, und

hatte nach dem beliebten Gebrauche dieser Herrn mit seines Hauswirths schöner Frau einen Liebeshandel angesponnen, mit dem er schon ziemlich weit gekommen war, als er von Rödeln entdeckt und durchgeprügelt ward. Das Vordringen der Franzosen unter Custine und Bournonville im Jahre 1792 verhinderte ihn Rache an dem unbescheidnen Ehemanne zu nehmen, er entfloh schnell, und bat seine Geliebte, für seine Sachen, die er wegen schneller Flucht nicht mit sich fortnehmen konnte, Sorge zu tragen. Rödel lieferte diese Sachen, so bald er gewahr ward, daß solche sich noch in seinem Hause befanden, den Franzosen aus, und in diesem Zizisbeate wollten überhaupt viele den Grund von Rödels republikanischen Gesinnungen und von seiner Anhängigkeit an die Feinde der Emigranten finden. Freilich war er der Mann nicht, der durch Grundsätze und Nachdenken bestimmt ward.

Als die Franzosen im Jahre 1793 wieder aus dieser Gegend vertrieben wurden, forderte der Chevalier durch gerichtliche Klage einen beträchtlichen Ersatz für die ihm durch Rödels Verrath entkommenen Vermögensstücke. Er ward zwar von den Gerichten mit diesem Anspruche abgewiesen, weil Rödel sich auf die von den Franzosen erlassene Proklamation bezog, durch welche jeder, der Emigrantengut in Händen habe, bei Todesstrafe angewießen ward, dasselbe

auszuliefern; diese Klage aber vermehrte doch die Kosten und den Verdruß, welche Röbel hatte, und verlängerte dessen Angst. Röbel war daher gegen den Chevalier nicht viel weniger erbittert, als gegen seinen alten Feind Heuerbach.

Einige Wochen vor Röbels Ermordung hatte B....., von dem Elende und der Verzweiflung seine Lage angetrieben, sich nach Frankreich geschlichen, um den Versuch zu machen, ob er von seinen Freunden einiges Geld, welches diese bei der Confiscation seines Vermögens gerettet hatten, erhalten könne. Auf der Rückreise führte ihn der Weg durch Röbels Wohnort, und der Zufall wollte, daß er diesem, als er gerade zum Friedensrichter gehen wollte, gleich am Eingange des Waldes begegnete. Mit was für Empfindungen beide einander gewahrten, läßt sich denken. Der Franzose murmelte so etwas von Bougre von Coquin zwischen den Zähnen, verbiß aber seinen Ingrimm, da die Umstände, unter denen er reiste, seiner Rachsucht eben nicht förderlich waren. Der Preposée hingegen, im Gefühle seiner gegenwärtigen Wichtigkeit, gieng auf den Emigranten zu, und befragte ihn um seinen Paß, mit der diktatorischen Drohung, daß er ihn, wenn er keinen aufzuzeigen vermöchte, ohne weiters, arretiren und der militärischen Commission übergeben werde. Dies würde den Emigranten dem gewissen Tode übergeben haben; er machte daher den Versuch, dem aufgebrachten Bauer zu entge-

hen. Da er aber sah, daß dieser ihm folge, und sich zu sehr ermüdet fühlte, um demselben entfliehen zu können, so blieb er stehen, und es entspann sich unter beiden ein Zank, der sich damit endete, daß der Emigrant einen kleinen Säbel, den er unter dem Rocke verborgen trug, entblößte, und damit Rödeln den Kopf spaltete. Ein Seitenweg durch das Gebüsche rettete den Mörder, dem die Furcht nach der vollbrachten That neue Kräfte zur Flucht gab; er kam glücklich bei Andernach über den Rhein, und Heuerbach wäre durch einen unglücklichen Zusammenhang verdachtbringender Umstände schuldlos das Opfer seines Verbrechens geworden, wenn ihn nicht der Tod hiervon befreit hätte, als jener schon längst wieder das wenige Geld, das er mit Lebensgefahr aus seinem ehemaligen Vaterlande abgeholt hatte, leichtfertig verschwendete, und durch dieses erste Verbrechen gehärtet und von Noth gezwungen, neue beging, und so lange häufte, bis ihn endlich die Rache der Gerechtigkeit ereilte, und den unglücklichen Heuerbach, obgleich zu spät und erst nach seinem Tode, rechtfertigte.

Klara Bosen.

Unkeusche, Ehebrecherin und Blutschänderin aus Liebe und Furcht.

Unter den unzähligen Mädchen, welche in der wegen der Schönheit ihrer Bewohnerinnen berühmten S—schen Stadt W.... lebten, war Klärchen, die Tochter des Schieferdeckers Bose, allgemein für das schönste anerkannt. Ihr Vater, Heinrich Bose, war gestorben, als Klärchen noch nicht siebzehn Jahre alt war, und die Paar hundert Thaler, welche er seiner Tochter hinterließ, deren Mutter mit ihr im Wochenbette gestorben war, so wie die Unterstützungen einer eben auch nur mäßig begüterten Verwandtin, konnten das arme Mädchen nur auf kurze Zeit vor Mangel schützen. Ein älterer Bruder Klarens hatte zwar einiges Vermögen erheirathet, war aber dadurch so sehr in die Sklaverei seiner Frau gekommen, daß er für seine Schwester nichts thun konnte, wenn er auch mehr brüderliche Liebe gegen dieselbe gehabt hätte, als er wirklich hatte.

Sie nahm daher als Stubenmagd Dienste bei einer reichen Wittib, welche sie mit Arbeit nicht überlud, und unter die guten Herrschaften gehörte, welche ihr Gesinde keinen Mangel leiden lassen, sich aber auch übrigens um dasselbe nicht bekümmern. Die Unschuld des schönen Klärchens war daher einer Menge von Angriffen ausgesetzt, denen ihr guter Genius sie zwar widerstehen ließ, die aber gleichwohl ihr eine gewisse Leichtfertigkeit eigen machten, in welcher wir vielleicht größtentheils den Grund des Unglücks suchen müssen, welches sie traf.

Klärchens entschiedener Liebling war Adam Dürer, der Sohn eines Schreiners, der eben erst von einer sechsjährigen Wanderschaft zurückgekommen war, um seinem Vater, der von seiner Profession kümmerlich lebte, Unterstützung zu leisten. Er war ein sehr schöner Jüngling, hatte in mehreren Hauptstädten gearbeitet, und von daher, außer einer anerkannten Geschicklichkeit in seiner Profession eine gewisse Politur und Gefälligkeit der Sitten mitgebracht, welche nebst seiner galanten und höchst modernen Kleidung ihn allen Mädchen der Stadt empfahl. Um so mehr fand sich Klare geschmeichelt, daß er unter allen blos sie aussuchte. Bei den häufigen Zusammenkünften, welche dem Mädchen ihr Dienst gestattete, ward die Bekanntschaft immer traulicher, und es kam bald zur Erklärung, daß man sich heirathen wolle. Adams Vater, bei welchem

Klare sich eingeschmeichelt hatte; der seinem Sohn keinen Groschen geben konnte, um sich das Bürgerrecht zu erwerben, also auf Klarens obgleich geringes Vermögen hierbei rechnete, und zugleich von seinem Sohne sich Unterstützung, und von ihr selbst sich Pflege versprach — hatte nichts gegen diese Verehlichung zu erinnern, und man kam dahin überein, daß man sich in einem halben Jahre heirathen wolle, weil Klärchen noch so lange in ihrem Dienste bleiben mußte, um den nicht unbeträchtlichen Jahrlohn zu erhalten.

In dieser Zeit des Aufschubs änderte sich jedoch das Verhältniß. Ein entfernter Verwandter Dürers starb mit zweien seiner Kinder am Faulfieber, und Dürer, dessen einziger Verwandter, ward der einzige Erbe des großen Vermögens, welches derselbe hinterließ, und so auf einmal — was er vorher wohl selbst nicht einmal im Traume gehofft hatte — ein reicher Mann. — Was gewöhnlich allen, die jähling durch die Laune des Glücks aus dem Zustande der Noth in jenen des Ueberflusses versetzt werden, zu geschehen pflegt, geschah auch Dürern; — er ward übermüthig. Jetzt fand er, der noch wenige Wochen zuvor sich die äusserste Mühe gegeben hatte, die Heirath seines Sohnes mit Klaren zu Stande zu bringen, schon den Gedanken an eine solche Verbindung schändlich, und sein Sohn, welcher, nach seiner Meinung, jetzt eine der ersten Parthien

des Landes war, und auf die reichsten und angesehensten Mädchen Anspruch machen konnte, welche es sich noch zum Glücke zu schätzen hatten, den reichsten und schönsten Mann in der Stadt zum Gatten zu erhalten, sollte nie mehr daran denken, eine verächtliche Dienstmagd, die nichts als eine erträgliche Larve besitze, zu heirathen.

Anders dachte jedoch der Sohn. In ihm konnte eine so zufällige Veränderung seines Glückstandes keine Aenderung hervorbringen; er war überzeugt, daß sie auch bei seiner Geliebten, — hätte der Zufall ihr dies Loos zugeworfen, — keine Aenderung erzeugt haben würde. Er blieb Klaren getreu, und seine Liebe zu derselben ward täglich stärker. Der Vater bot alles auf, die Liebenden zu trennen, und verfehlte immer mehr seinen Zweck, da die von ihm gewählten Mittel demselben gerade zuwider liefen. Die Hindernisse, welche er den Liebenden machte, dienten gerade dazu, dieselben fester an einander zu schließen.

Einst warf er Klaren im Sturme seines Zornes zum Hause hinaus, und drohte, sie, wenn sie sich wieder darin sehen ließe, zu mißhandeln. Nun hielten die Liebenden ihre Zusammenkünfte heimlich, und nährten und stärkten ihre Liebe mit Hoffnungen einer glücklichern Zukunft, wenn Zeit und Beharrlichkeit die Gesinnungen des

harten Vaters geändert haben würden, wie sie mit der Schwärmerei der Liebenden, die sich so gerne an jedes Fädchen hängt, erwarteten.

Sie hatten um so mehr Zeit, ihrer Liebe in Geheim zu pflegen, da der alte Dürer, seitdem er ein reicher Mann geworden war, sich vorgenommen hatte, sein Leben zu genießen, und diesem Vorsatze nach seiner Weise treu blieb. Er brachte jetzt den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht beim Weine und bei liederlichen Mädchen zu, und bekümmerte sich immer weniger um seinen Sohn und seine Liebe. Dies verstärkte freilich die Hoffnungen der Liebenden, machte sie aber auch immer kühner. Man kam endlich zur Vorstellung, daß, wenn gewiße Umstände bei Klaren einträten, der Alte wohl nachgeben und seine Einwilligung zur Heirath gewiß ertheilen würde, weil unter seinen vielen Fehlern auch der sey, daß er zu fromm wäre. Gestützt auf dieses Dilemma forderte Adam, ward dringender und stürmischer. — Klarens Unschuld fiel.

Der erste Schritt zu unerlaubten Handlungen ist, wie schon tausendfältig bemerkt worden, der halbe Weg zum Laster. Der Jüngling und das Mädchen überließen sich sorgenlos den Genüssen der Freude, und schienen den Becher der Wollust bis auf den letzten Tropfen erschöpfen

zu wollen. — Einst überraschte der Alte die Sichere in einem Zustande, der alles Läugnen unmöglich machte. Feig entfloh der Sohn, das Mädchen glaubte das Opfer der Wuth des Vaters zu werden.

Aber es geschah gerade das Gegentheil. Zwar schloß der Alte die Stube ab, und verfolgte den fliehenden Sohn bis weit vor das Haus; aber dann kehrte er auch kalt und ruhig zu dem zitternden Mädchen zurück. Ohne Poltern, mit schneidender, verwundender Kälte hielt er Klaren vor, daß sie die Verführerin seines Sohnes und eine H—re sey, daß er sofort zur Obrigkeit eilen wolle, um die Anzeige hiervon zu machen, und daß dann der Pranger und zehnjährige Zuchthausstrafe ihr Lohn seyn werde. Klare wußte zu gut, daß aller Schein gegen sie war, und daß der Alte es in Rücksicht der Strafe nicht übertrieb, da wirklich die Landesgesetzt hierin übertrieben strenge waren. Sie warf sich dem Alten zu Füßen, sie flehte und beschwor ihn so heiß und rührend um Schonung, daß jeder, außer diesem Elenden, gerührt worden seyn würde. Sie versprach sogleich die Stadt und selbst die Gegend zu verlassen, und nie weder diese noch seinen Sohn wieder zu sehen, — sie bot ihm ihre ganze wenige Habe, alles, was er nur wolle, an, wenn er sie nicht der öffentliche Schande und der schweren Strafe preis gebe, welche ihr, als der angebli-

chen Verführerin eines jungen Menschen und einer Unkeuschen, die Landesgesetze andräuten.

Lange blieb der Barbar fühllos gegen die Bitten des Mädchens, das sich um seine Füße schlang; nur erst, als ihre Verzweiflung auf der höchsten Stufe stand, zeigte er den Schein einer Möglichkeit, daß doch noch mit ihm zu handeln seyn würde. Klare wiederholte ihre Versprechungen. Sie erbot sich, ihm ihre ganze arme Habe, und selbst noch den Magdlohn, den sie in den drei nächsten Jahren erhalten würde, einzuhändigen. Boshaft lächelnd verwarf dies der Alte. Er wolle, sagte er endlich, nicht nur Klaren den Gerichten nicht übergeben, und die Sache verschweigen, sondern auch seine Einwilligung zur Heirath mit seinem Sohne ertheilen, und diese sogar noch mit besten Kräften fördern, wenn — — Klare sich entschließen wolle, ihm eben das zu bewilligen, was sie seinem Sohne, wie er gesehen habe, bewilliget hätte.

Klara taumelte vor der Schändlichkeit dieses Antrags zurück. — Ihre Tugend, ihr Abscheu gegen den ekelhaften alten Laun, ihr ganzes Gefühl rang mit der Furcht vor der öffentlichen Beschimpfung und der harten Strafe, welche derselbe über sie bringen konnte. Der Alte machte Anstalt; zu gehen, und als des Mädchens Verlegenheit wuchs, wiederholte er

seine Betheurungen. Er machte sie darauf aufmerksam, daß ausser ihnen beiden niemand etwas von dem Vorgange wisse, der unter ihnen statt haben sollte, und daß sie denselben in ewige Nacht begraben würden. Er schloß mit der Versicherung, daß in drei Wochen Klare mit seinem Sohne Hochzeit halten solle. — Gedrängt und zerrüttet von dem Sturme dieser peinigenden Gefühle gab weinend die Arme sich den eklen Umarmungen des grauen Bösewichts hin.

Der bejahrte Sünder fand an dem Opfer seiner Schändlichkeit so viel Behagen, daß er, in Wollust aufgelößt, den Lärm nicht hörte, der wie ein Sturmwind sein Haus durchraßet. Ein mächtiger Schlag sprengte die Thüre des Gemachs, und Klarens Bruder stürzte herein. — Er entriß das Mädchen dem Alten, und brachte es in seine Wohnung, wo er dasselbe jetzt ungestört unterbringen konnte, da seit acht Tagen sein Weib einer Erbschaft wegen in eine entfernte Gegend gereist war.

Es war für Klaren kein Glück, in die Hände dieses Menschen gefallen zu seyn. Von Jugend auf ein Taugenichts, hatte er sich wenig um Vater und Schwester bekümmert, war in seinem 15ten Jahre durchgegangen und Soldat geworden, hatte als solcher ein paarmal seine Herrn gewechselt, eine Menge Schlech-

igkeiten getrieben, und es gab keine Art von Lüderlichkeit, welche ihm nicht eigen war. Als —scher Deserteur war er nach acht Jahren zurückgekommen, hatte durch seine schöne Gestalt einer schon bejahrten reichen Wittwe gefallen, dieselbe geheirathet, trieb einen ansehnlichen Spezereihandel, und benutzte das Vermögen seiner Frau in der größten Geheimniß zu seinen Vergnügungen, während er sich gegen diese selbst als ein höchst gefälliger kriechender Sklave betrug, um Erbe ihres Vermögens zu werden.

Der junge Dürer war, als er von seinem Vater verfolgt aus dessen Hause floh, wegen seiner Geliebten in der peinlichsten Verlegenheit. Da er den heftigsten Zorn und die ungemessene Bosheit seines Vaters kannte, so fürchtete er, derselbe möchte Klaren entweder auf eine schauerliche Weise mißhandeln, oder sie den Gerichten übergeben, in welchem Falle er derselben nicht nur nichts hätte nützen können, sondern sogar noch selbst gestraft worden seyn würde. Er eilte daher zu Klarens Bruder, weil er glaubte, daß dieser sich an dem Schicksale seiner Schwester am meisten beantheiligen würde, und daß dieser der einzige sey, dem er sich anvertrauen könne, unterrichtete denselben von der Sache, und beschwor ihn, zu helfen. Bose, der eine öffentliche Beschimpfung seiner Schwester befürchtete, weil sie zugleich auf ihn zurückgewirkt haben würde, eilte

auch wirklich sogleich nach dem Dürerischen Hause, und wir haben gesehen, in welchem kritischen Momente — obgleich noch immer zu spät — derselbe dort ankam.

Indessen war es ihm nicht unwillkommen, daß er gerade in diesem Momente kam. Als ein schlauer Kopf hatte er sogleich vollständig ausgerechnet, wozu dies gut seyn könne. Kaum hatte er seine Schwester in Sicherheit gebracht, so eilte er wieder zu dem alten Dürer zurück, den er nun eben so in die Presse nahm, als dieser vorher Klaren abgeängstiget hatte. Der alte Bösewicht zitterte jetzt eben so sehr, da Bose ihm die Schuld der Blutschande, Nothzucht und Unkeuschheit vorhielt, als vorhin Klare gezittert hatte, da er sie hierzu zwang. Bose spielte genau dieselbe Rolle gegen ihn, die er zuvor selbst gegen das Mädchen gespielt hatte, und zwang so denselben, ihm 400 Thaler baar, und eine Verschreibung über eben so viel in Monatsfrist auszustellen, und das Versprechen, Klaren an seinen Sohn zu verheirathen, zu wiederholen, und auch über dieses eine Urkunde auszustellen.

Mit diesem Schatze gieng jetzt Bose erst ins Wirthshaus, und dann zu Klaren zurück, bei welcher er halbberauscht anlangte. Er war mit den bei Dürern erhaltnen Vortheilen noch immer nicht zufrieden, sondern wollte auch noch bei Kla-

ren welche erhalten. Böse war, wie wir gehört haben, ein Mensch ohne alle Moralität, ein Egoist ohne alle Grundsätze. Er selbst war sein höchster Zweck, außer diesem kannte er nichts heiliges. Er hatte sich aller Begriffe von Tugend und Laster entwöhnt, und versagte sich nichts, was zu seinem Vergnügen — welches allezeit sein höchster Zweck war — führte. In dem Zustande von Halbtrunkenheit, in dem er sich jetzt befand, entsagte er völlig allen Gefühlen der Natur; er sah in Klaren nicht die Schwester, sondern blos das schöne Mädchen, das er vor kurzem in reitzend wollüstiger Attidute mit einem Greise gesehen hatte, und von dem er wußte, daß sie sich da gleicher Attitude mit dem Sohne dieses Greises befunden hatte. Seine ganze Sinnlichkeit war rege, und Böse war nicht mehr Herr über sich, so bald er sich in diesem Zustande befand. Ohne viele Umstände schlug er daher Klaren ein Dakapo vor. Er hatte geltende Gründe genug, seine Forderung zu unterstützen. Er drohte, gleich Dürern, den ganzen Verlauf den Gerichten sogleich anzuzeigen, von welchen jetzt Klara um so mehr zu fürchten hatte, als sie die Vergehungen, wegen den sie zuvor schon so sehr gebebt hatte, durch ein neues und weit größeres Uebel vermehrt hatte. Er versprach dagegen Verschwiegenheit, die Auslieferung des von Dürern erpreßten Geldes, und seine ganze Mitwirkung zur Vollziehung der versprochenen Heirath,

wenn Klärchen seine Wünsche befriedigte. Dem schwachen beängstigten Mädchen blieb kaum eine Wahl übrig, und zum zweitenmale ward es ein Opfer seiner Furcht und des Mißbrauchs, welchen schändliche Menschen von derselben zu machen wußten.

Zum Unglück für beide hatte ein Ladendiener, den Bose im Hause hatte, diesen ganzen Auftritt in dem Nebenzimmer beobachtet. Er war ein Brudersohn der Boseischen Frau, und derselben einziger Erbe, wenn diese ohne Testament starb. Er wußte, daß seine Tante ihren Ehemann zum Erben einzusetzen gedachte, und Bose's unartiges und rauhes Betragen gegen ihn verstärkte in ihm den Haß gegen denselben. Jetzt hatte er eine sehr ergiebige Gelegenheit, das erste zu verhindern und den zweiten zu befriedigen. Er wußte, daß die Eifersucht seiner Tante dieselbe abhalten würde, ein Testament zu Gunsten Bose's zu machen, und daß dieser wegen Ehebruch und Blutschande die härteste Strafe zu erwarten hatte. Er rief daher noch während den Traktaten welche Bose mit der unglücklichen Kläre pflog, einen Packknecht, der gerade im Hause Geschäfte hatte, herbei, um durch diesen Zeugen zu verhüten, daß Bose nicht läugnen könne, und eilte dann, da beide sich vollständig von dem Verbrechen Bose's überzeugt hatten, zu den Gerichten. Diese nahmen die Anzeige auf, und nachdem das Zeugniß des Packknechts dieselbe be-

ståtiger hatte, ward Wache ausgeschickt, sich der Verbrecher zu bemächtigen, und dieselben in das Gefängniß zu bringen. Bose war, als die Wache erschien, wieder in ein Haus des Weins und der Freude, und Klare mit zerrißnem Herzen in ihren Dienst zurückgegangen. Die Wache holte letztere sogleich von dort ab, und brachte sie in das Kriminalgefängniß; Bose, der die Gefahr zeitig genug erfuhr, entfloh, und man hat seit der Zeit von ihm nichts wieder erfahren. Auch der alte Dürer verschwand, noch ehe er arretirt werden konnte.

Klara bekannte gleich im ersten Verhöre ihre ganze Schuld mit allen Umständen. — Das Zeugniß des Ladendieners und des Packknechts bestätigten, daß ihre Aussagen über den letzten Auftritt mit ihrem Bruder wahr seyen; beide bezeugten, daß Klare sich lange dem Andringen dieses Bösewichts widersetzt, geweint, gejammert und gefleht habe, daß sie nur auf das äusserste gebracht, demselben nachgegeben, und in einem Zustande gewesen sey, der an Verzweiflung gegränzt habe. Das verschaffte ihrer Angabe über das mit Dürern dem Vater begangene Verbrechen der Blutschande gleichfalls Glauben bei den Richtern. — Indessen war Klarens Schuld zu groß; die Furcht, welche die Unglückliche von Verbrechen zu Verbrechen führte, hatte keinen, oder doch nur wenig gesetzlichen Werth, da sie sich immer blos auf ein vorhergegangenes Verbrechen

gründete, und es ihr überhaupt an allen gesetzlichen Erfordernissen fehlte. Alles, was das Gericht für die bedaurungswürdige Verbrecherin thun konnte, war eine Milderung der Strafe, welche dieselbe aus dreifacher Rücksicht, als Unkeusche, zweifache Blutschänderin und Ehebrecherin verdient hatte, und das Urtheil fiel dahin aus, daß, obgleich wegen dieser Verbrechen die Inquisitin eine Lebens oder wenigstens sehr harte Leibesstrafe verdient habe, dennoch, weil beide ihre Mitverbrecher abwesend, und daher derselben Einbekenntniß mangle, welches zur Vollständigkeit des Prozesses, nach Vorschrift der Gesetze, erforderlich sey, derselben auch die Furcht, welche sie zu diesem Verbrechen verleitet, bei ihrer Unerfahrenheit wenigstens einigermaaßen zur Entschuldigung diene, Klare Bose mit angehängten Ruthen eine Stunde lang öffentlich an den Pranger zu stellen, und hiernächst des Landes auf ewig zu verweißen sey, welches Urtheil dann am 17ten März 1725 vollstreckt ward.

Hartmann Hartner.

Undurchdringlich den Sterblichen sind die Rathschlüsse der Gottheit, deren strafende Gerechtigkeit auch diesseits schon den Verbrecher ergreift und züchtigt. Nie oder doch nur selten bleibt diese Strafe der rächenden Gottheit aus, wenn auch nicht immer das Auge der Menschen scharf genug ist, dieselbe zu entdecken, wenn es auch die quälendste aller Strafen, die Pein des Gewissens, den Schmerz, der das Innere des Verbrechers rastlos durchwüthet, übersieht. Häufig sind dagegen die Fälle, wo die Natur ihr Talionsrecht auffallender übt, und wo auch der Kurzsichtigste die Winke der Gottheit erkennt. Man erzählt zum Belege des Volksspruchworts; „Es ist nichts so klar gesponnen, endlich kommt es doch zur Sonnen;" eine Menge Thatsachen, mehr oder weniger wahr; bei den meisten derselben geben unbedeutende, öfters kaum bemerkbare Kleinigkeiten die Veranlassung zur Entdeckung veralteter, oft längst vergeßner Verbrechen, alle deuten auf eine gewisse Hinwürkung des Schicksals zur

Ausfindigmachung und Bestrafung des Verbrechers.

Die gegenwärtige Geschichte aus den Kriminalakten des peinlichen Gerichts zu L.... geschöpft, kann als ein neuer Beleg hierzu angesehen werden,

Im Hornung des Jahrs 1721 fand man in dem Walde, welcher den Ort L.... ringsumher einschließt, einen Kaufmann ermordet, der alljährlich zweimal den Ort zu passiren pflegte, um nach der Frankfurter Messe zu reisen. Dieser Kaufmann, welcher Anton Friedrich Wasenhirt hieß und aus Münden gebürtig war, war durch seine öftre Durchreisen und da er bisweilen einige Tage in L.... bei seinen dasigen Freunden sich aufhielt, allgemein in diesem Orte bekannt. Man wuste, daß er mit Juwelen einen ansehnlichern Handel trieb, und stets eine Anzahl hiervon von beträchtlichem Werthe bei sich hatte. Um so schmerzlicher fiel es den braven Einwohnern von L...., als man denselben jetzt in ihrem Walde mit zerschlagnem Schädel und von mehreren Stichen durchbohrt fand. Der Mantelsack, welchen derselbe auf sein Pferd aufgeschnallt gehabt hatte, war erbrochen, aber nichts aus demselben entwendet, als der beträchtliche Pack mit Pretiosen, welcher sich darinn befunden hatte; das Pferd selbst an einen Baumast angebunden. Alles

schien zu beweisen, daß einer der Einwohner von L.... selbst das Verbrechen begangen habe. Dieser Verdacht, der den Einwohnern um desto weher that, weil er einen üblen Ruf auf alle warf, und sie den Vorwürfen ihrer Nachbarn aussetzte, brachte dieselbe um so mehr gegen den Thäter auf. Alle gaben sich daher die äusserste Mühe, den Urheber dieser blutigen That zu erforschen, und es blieb nichts unversucht, was zu dieser Entdeckung führen konnte. Gleichwol waren alle Bemühungen fruchtlos, so lange und anhaltend sie auch fortgesetzt wurden.

Unter den armen Bewohnern von L... war Hartmann Hartner der ärmste. Sein Vater hatte für einen reichen Mann gegolten, und einen diesem Rufe entsprechenden Aufwand gemacht. Bei seinem Tode fand sich, daß dessen großer Reichthum nur Schein war, und dieser sein einziger Sohn, den er mit beträchtlichen Kosten auf einer benachbarten Schule hatte studieren lassen, erhielt nicht einmal so viel, als dazu erfordert wird, ein Handwerk lernen zu können. Ein Verwandter nahm ihn aus Mitleid zu sich und gebrauchte ihn zu Hausarbeiten, und als er endlich in seinem siebzehnten Jahre durch den Tod auch dieser Stütze beraubt ward, blieb ihm nichts übrig, als im Taglohne zu arbeiten. — Durch rastlosen Fleis und eine höchst kärgliche Lebensart gelang es ihm, sich hierdurch nicht nur zu ernähren, sondern auch sich ein kleines Vermö-

gen zu sammlen, und er heurathete jezt die Wittwe eines Krämers, die ihm ein Vermögen von einigen hundert Thalern zubrachte. Hartmann, dem ohnehin das harte Gewerbe eines Holzhauers und Taglöhners, wozu er in seiner ersten Jugend nicht angehalten worden, nicht behagte, trieb den Kram seiner Frau fort und hatte dabei einen so beträchtlichen Erwerb, daß man allgemein ihn schon für einen wohlhabenden Mann anerkannte. Als aber seine Frau nach einigen Jahren ohne Kinder starb, er das Vermögen ihren Erben ausliefern muste, und nebstdem noch mit denselben in einen höchst kostspieligen Prozeß, wegen dieser Erbschaft verwickelt ward, da zerfiel dieser Wohlstand wieder ganz, nach ein paar Jahren sah sich die Obrigkeit des Orts vermüßigt über das wenige Vermögen desselben den Ganthprozeß zu eröffnen, und Hartner verließ bettelarm den Ort und die Gegend.

Nach etwa sechs Jahren kehrte derselbe nach L.... zurücke, zahlte die Gläubiger, welche bei seinem vorigen Concurse einen Theil ihrer Forderungen verloren hatten, pünktlich und vollständig aus, kaufte ein beträchtliches Guth, fieng einen bedeutenden Handel an, in welchem er alles mit baarem Gelde bezahlte, hielt Bedienten und Equipage, und machte überhaupt einen sehr beträchtlichen Aufwand. — Niemand fiel hierüber etwas Arges ein; man wuste, daß Hartner, als er sich von L.... entfernt hatte, auf das Comp-

toir eines Kaufmanns in S.... gekommen war, und nach einiger Zeit einen kleinen Handel mit Bijouterie angefangen hatte, wozu ihm sein Prinzipal die Waaren gegeben hatte, mit denen er im Lande umhergewandert war, daß er diesen Handel immer erweitert und beträchtlich gewonnen hatte, dann auf einige Jahre verschwunden und nach Pohlen gewandert war, von wo er dann, nachdem er dort, seinem Angeben nach, äusserst glückliche Geschäfte gemacht hatte, jetzt zurückgekommen war, um sich in seiner Vaterstadt zu etabliren.

Hartner war ohngefähr anderthalb Jahre nach der Ermordung des Kaufmanu Wasenhirt aus L.... weggezogen. Er war sechs Jahre auswärts gewesen, und es waren schon bereits elf Jahre nach seiner zweiten Rückkehr verflossen, welche er stets in L.... zugebracht hatte, als nachfolgende unbedeutende Veranlassung Gelegenheit gab, in ihm den Mörder Wasenhirts zu entdecken.

Hartner, der unter die angesehensten Männer der Gegend gehörte, und wegen seines Reichthums, seines untadelhaften Benehmens und der feinen Sitten und vielfältigen Erfahrungen, welche er sich auf seinen Reisen erworben hatte, allenthalben Zutritt hatte und überall geschätzt war, befand sich einst in einer ansehnlichen Gesellschaft, welche sich bei einem benachbarten Edelmanne ver-

sammelet hatte. Man sprach von den Begebenheiten des Tags, und verweilte sich unter diesen bei einem Morde, der vor einiger Zeit in der Gegend vorgefallen war, großes und allgemeines Aufsehen machte, und dessen Thäter bis jetzt noch unentdeckt geblieben war. Ganz im Allgemeinen ward die Ermordung Wasenhirts hierbei erwähnt, welche man bereits so ganz vergessen hatte, daß nur wenige der Anwesenden sich derselben noch erinnerten. Einer der Anwesenden, der sich für einen dänischen Offizier ausgab, den meisten der übrigen unbekannt und von allen vernachlässigt, sagte einige Worte von dem endlichen Triumpfe der Wahrheit, und endete mit dem bereits oben angeführten Volkssprüchworte: „Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch endlich zur Sonnen."

Dies fiel Hartnern auf die Seele. Er betrachtete jetzt den Mann genauer, von dem diese ihn so sehr ergreifende Aeußerung kam. Seine nun einmal aufgeregte Phantasie ließ ihn in dem einfachen Gesichte des Dänen etwas übermenschliches, in der Unbedeutenheit desselben stille, tiefe Verschlossenheit, in seinem bisherigen Schweigen die erhabne und unerforschliche Kälte eines undurchdringlichen Wesens finden. Der Däne war ein höchst einfältiger Tropf, dem es nicht einmal einfiel, etwas scheinen zu wollen, das er nicht war. Er war eben so wenig Charlatan, als er würklichen innern Gehalt hatte, und es gehörte

geradezu eine so sehr empörte Phantasie dazu, als es jene Hartners in diesem Augenblicke war, um in diesem gewöhnlichen und höchst trivialen Menschen etwas ausserordentliches zu finden. Gleichwohl fand dieses derselbe, und in dieser Ueberzeugung, an die sich die Furcht schloß, daß derselbe ihn durchschaue und sein Geheimniß wisse, vermied von diesem Augenblicke an Hartner den Dänen mit ängstlichster Sorgfalt.

Zum Unglücke für ihn traf Hartner diesen Menschen nach acht Tagen abermal bei einem Feste, welches der benachbarte Landrath D. zu N.. gab. Das dummstiere Aire welches derselbe auch hier wieder zeigte weil es ihm Natur war, galt Hartnern abermals für übermenschliche Superiorität. Unglücklicherweise fand der Däne sich an Hartnern angezogen, und suchte daher einigemal sich ihm zu nähern. Dieser wich mit auffallender Aengstlichkeit aus. Dies Andrängen bestärkte denselben immer mehr in der Idee, daß der sonderbare Fremde mit seinen Geheimnissen vertraut sey, und die Rache gegen ihn bereite, vor welcher er seit 18 Jahren noch nicht zu zittern aufgehört hatte.

Gegen Abend präsentirte sich der Gesellschaft ein Taschenspieler, welcher dieselbe mit seinen Künsten belustigte. Man fand Geschmack an seinen Künsten, und überhäufte ihn mit Geschenken und Lobe. Hierdurch zu immer größern Er-

wartungen gereizt, erschöpfte der Charladen seine Kunst, dieselbe immer mehr zu verdienen, und schlug endlich den Anwesenden vor, ihnen, wenn man ihm ein Zimmer einräumen und eine Stunde Zeit lassen wolle, sich vorzubereiten die Geister verlebter großer Menschen, und selbst jene ihrer verlebten Verwandten, welche sie verlangen würden, zu zeigen. Man nahm diesen Vorschlag an, und jeder der Anwesenden bestellte sich ein Paar Geister, welche der Optiker ihm darstellen sollte. Als die Reihe an den Dänen kam, verlangten dieser den Mörder des vor 18 Jahren bei L... ermordeten Kaufmann zu sehen, von welchem man jüngsthin gesprochen hatte, und da er sich des Namens nicht mehr erinnerte, welchen der Verstorbene geführt hatte, so fragte er Hartnern, der zufällig ihm nahe stand, um denselben, weil er voraussetzte, daß dieser, der so lange schon in dieser Gegend gewohnt hatte, und zur Zeit des geschehenen Mordes anwesend gewesen war, denselben wissen würde.

Nichts in der Welt hatte einen unschuldigern, deutungslosern Zusammenhang, als dieser Vorgang. Der Däne fand, wie alle beschränkte Köpfe, vorzüglichen Gefallen am Abentheuerlichen, an Spuk- und Mordgeschichten; vor 8 Tagen hatte man in seiner Gegenwart von jener Ermordung erzählt; diese Erzählung hatte sein Interesse gespannt, er war daher seinem Geschmacke und der Langeweile gefolgt, hatte sich den Platz, an

welchem jener Mord geschehen war, zeigen, und die Mordgeschichte selbst öfter erzählen lassen. Die Umstände derselben, die allgemeine Theilnahme an dem Schicksale des Getödteten, welche sich noch bis jetzt erhalten hatte, und sein Geschmack an dergleichen Erzählungen hatten ihm ein hohes Interesse an der Geschichte gegeben, und seine Phantasie, welche bei seinen beschränkten Geistesfähigkeiten wenig Gegenstände hatte, mit denen sie sich beschäftigte, war ganz mit dem gegenwärtigen beschäftigt. So ward seine Bestellung an den Schattenspieler veranlaßt, und es war eben so zufällig, daß er Hartnern um den Namen des ermordeten Kaufmanns fragte, wie wir bereits gesehen haben. Dieser dagegen fand diese Frage sehr ominös, und kaum verstattete ihm die Angst, welche ihn hierüber befiel, dieselbe zu beantworten.

Das Verlangen des Dänen selbst war unschicklich, da man nicht wissen konnte, ob der Mörder des unglücklichen Wasenhirts nicht noch lebte, in welchem Falle es dem Geisterbanner allerdings unmöglich war, dessen Geist erscheinen zu lassen. Einige aus der Gesellschaft, welche an des Charlatans Fähigkeit, Geister zu zitiren, wirklich glauben mochten, machten auch sofort diese Bemerkung, und halfen dadurch diesem aus der Verlegenheit, denn da er hieraus schließen konnte, daß der Mörder allen Gegenwärtigen unbekannt war, so versicherte er dreist, daß er,

wäre der Mörder tod, dessen Geist, — wenn er aber noch leben sollte, seine Figur der Gesellschaft zeigen wolle.

Man nahm dies Anerbieten mit der vollesten Erwartung an, und der Schattenspieler versprach, mit dieser Präsentation den Anfang zu machen. Es war ihm nichts leichter, als die Erwartung der Gesellschaft zu befridigen. Er schob das Gemählde seines unbekannten Menschen vor das Licht der Zauberlaterne, welche alle die Erscheinungen bewirkte, und es zeigte sich sofort eine allen unbekannte fremde Gestalt, welche alle anstarrten.

Die Bestimmung der rächenden Gottheit wollte, daß Hartner einem Spiegel gegen über stand, welchen der Schattenspieler zu bedecken vergessen hatte. Als die Erscheinung von den übrigen mit dem Ausdrucke des Erstaunens empfangen ward, sah derselbe unmittelbar vor sich, und sah, — was jeder andre, der sich auf seinem Standpunkte befunden hätte, auch gesehen haben würde, — seine eigne Gestalt im Spiegel. — Die Düsternheit des Zimmers und der halbabentheuerliche, halb lächerliche Apparat, den der Taschenspieler in der Geschwindigkeit herbeigeschafft hatte, um die Erwartung zu spannen und Schauder zu erregen, das fahle Licht, welches dieser durch ein paar Glaskugeln in das Zimmer sparsam fallen ließ, die Blitze von angezündetem Kalofonium,

unter denen die Erscheinung sich zeigte, vor allem aber die Herzensangst, in der er sich befand, die Gaukelei seiner regen Phantasie, und die Marter des aufgeregten Gewissens, selbst die schwimmende Bewegung, welche sein Bild im Spiegel durch den absichtlich von dem Optiker angezündeten Rauch erhielt; alles das würkte so sehr auf Hartnern, daß er mit einem Schrei des Entsetzens zu Boden fiel.

Dieser Zufall, den man für eine Würkung der damals noch ganz allgemeinen Gespensterfurcht hielt, unterbrach natürlicher Weise die Präsentation und man beschäftigte sich allgemein damit, den Ohnmächtigen, den man in ein anderes Zimmer gebracht hatte, wieder zu sich zu bringen. Unter denen, welche sich dies vorzüglich angelegen seyn ließen, befand sich der Beamte von L...., und da also auch dieser der erste war, welchen Hartner, als er aus der Ohnmacht erwachte, ansichtig ward, so würkte dies abermal auf seine zerrüttete Phantasie; er glaubte, daß dieser bereits der Untersuchung seines Verbrechens wegen erschienen sey, klagte sich daher weinend desselben an, und endete mit der Bitte, daß man die Strafe, der er nun nicht mehr entgehen könne, bald an ihm vollstrecken und ihm nur nicht lange im Kerker leiden lassen möge.

Alle Anwesende geriethen in die äusserste Verlegenheit und glaubten Hartner habe den Verstand verloren. Der alte Landrath D.. allein glaubte hier Zusammenhang zu finden, so wenig er auch jezt noch sich im Stande fühlte, das Ganze zu erklären und solches zu ordnen. Er stellte daher eine Art von Prüfung an, und da Hartner während derselben immer zusammenhängend sprach, kein Zeichen irgend einer Verstandsverwirrung zeigte, den ganzen Hergang des Mords mit allen Umständen erzählte, sich wiederholt desselben anklagte und die lebhafteste Reue bezeugte, so fieng man endlich an, die Möglichkeit dieser Sache einzusehen, und dies erwürkte so viel, daß Hartner, den man noch immer Anstand nahm, als Verbrecher zu behandlen, eine Wache zugeordnet erhielt, welche ihn in seine Wohnung begleitete und nicht mehr aus den Augen ließ. —

Der Vorgang ward gerichtlich aufgenommen und die Untersuchung gegen Hartnern nahm ihren Anfang. Gleich in dem ersten Verhöre wiederholte er alle bereits gethanene Geständnisse, und gab als Mitschuldigen dieser That einen Tuchfabrikanten eines benachbarten Städtchens an. Dieser, der sofort auch arretirt ward, gestand gleichfalls ohne Umstände die That. Aus beider Aussagen ergab sich nachstehendes Resultat.

Hollbaum — so hieß dieser Tuchhändler — hatte Hartners Bekanntschaft in seinem Wohnorte gemacht, wohin Hartner jährlich einigemal zu kommen pflegte, um Waaren für den kleinen Kram seiner Frau einzukaufen. Er selbst war ein armer Lastträger, dessen sich Hartner bediente, ihm die eingekaufte Waaren auf einem Schiebekarren nach L.... schaffen zu helfen. — Da diese Aushülfe öfters geschah, und beide miteinander immer unter Wegs in einem Wirthshause einzukehren pflegten, wo ihnen der Wein die Zungen löste, so entstand eine Art von Vertraulichkeit unter beiden, welche immer inniger ward.

Einst hatte auf dem Heimwege mit einer kleinen Fracht von Waaren Hartner seinem Freunde die traurige Lage, in welche ihn der Tod seiner Frau und noch mehr der lange dauernde und kostspielige Prozeß mit deren Erben versetzt hatte, erzählt, dieser treuherzig diese Offenherzigkeit mit der Schilderung seiner eignen noch viel schlimmern Lage erwiedert, und beide hatten sich in Klagen und Verwünschungen ihres Schicksals erschöpft, als Wasenhirts Unstern diesen Kaufmann gerade an ihnen vorbeiführte. „Hätten mir das Geld dieses Mannes, brach Hartner aus, dann wäre uns beiden geholfen." Er machte hierauf Hollbaumen mit den Verhältnissen des Juwelenhändlers bekannt, so weit er solche selbst kannte. Dieser, um einen großen Theil unmoralischer als

Hartner, hatte hieran den Plan gereiht, dem Kaufmann die Pretiosen, welche er bei sich führe, abzunehmen, wodurch sie, wie er glaubte, beide Zeitlebens glücklich werden würden. Hartner verwarf diesen Plan nicht ganz, sein besseres Gefühl kämpfte nur gegen die Unrechtmäßigkeit — und seine Feigherzigkeit gegen die Gefahr der Ausführung. Da Hollbaum indessen die Nacht bei ihm blieb, beide vom Weine immer mehr erhizt sich von dem Schlaraffenleben unterhielten, das sie führen wollten, wenn sie reich wären, und Hollbaum seinem Freunde die Ausführung ihres Planes als äußerst leicht darstellte, so gab dieser nach, und beide brachten nun die Sache mit einander ins Reine.

Noch war der Rausch der Nacht bei weitem nicht von Hartnern verschlafen, als Hollbaum denselben weckte, und ihn erinnerte, daß es nun Zeit sey, den Plan auszuführen. Beide giengen zu einem ganz entgegengesetzten Thore, als jenem, welches Wasenhirt zur Fortsetzung seiner Reise passiren mußte, vor den Ort, und durch einen Umweg in den Wald, wohin diesen die Straße führte. Sie hatten nicht die Absicht, den Unglücklichen zu ermorden, sondern wollten ihn nur berauben, und dann seines Weges ziehen lassen, da aber derselbe Hartnern kannte, und als dieser auf ihn zukam, ihn bei seinem Namen grüßte, besann sich Hollbaum kurz, daß nun derselbe sterben müsse, um sie nicht verra-

then zu können, und schlug daher mit seiner Keule denselben so kräftig auf den Kopf, daß er sogleich vom Pferde stürzte. Da der Unglückliche äusserst heftig schrie, und die Räuber befürchteten, sein Geschrei möchte Leute herzuführen, welche in der Nähe arbeiteten, so vollendeten beide mit ihren Messern den Mord, erbrachen den Mantelsack, aus dem sie nichts, als die Pretiosen wegnahmen, wie sie solches nach dem vorher wohl durchgedachten Plane aus dem Grunde bestimmt hatten, weil sie zufällig durch die übrigen Kleidungsstücke und Weißzeug verrathen werden könnten, banden das Pferd an einen Baum, damit nicht solches zu früh in einen benachbarten Orte springe, und zu früh dadurch Lärm entstehe, und verfügten sich dann auf dem vorigen Umwegen wieder nach L... in Hartners Wohnung zurücke, wo sie die gemachte Beute theilten.

Diese war äusserst beträchtlich; der Kaufmann mußte mindesten für den Werth von 40,000 Thalern Juwelen bei sich geführt haben. Bei der Vertheilung kam Hartner offenbar weit besser zu, als Hollbaum, da beide den Werth ihres Raubes nicht verstanden, und letzterm die farbigten Steine weit mehr in die Augen fielen, als die farbelosen Demanten, welche daher Hartner sämtlich gegen ein Paar minder bedeutende Smaragde erhielt, die er seinem Consorten dafür überließ.

Beide blieben der Rolle getreu, welche sie sich vorgezeichnet hatten. Hartner legte es darauf an, bei der kärglichsten Lebensart banquerott zu werden, lebte noch über anderthalb Jahre in L... auf eine sehr ärmliche Weise, und wanderte erst dann aus, als jedermann überzeugt seyn mußte, daß er der ärmste Mann in L... sey, und Hollbaum blieb noch fast drei Jahre in seiner Vaterstadt, wo er sich stets kümmerlich unter harter Arbeit als Taglöhner nährte. Hartner verdung sich noch einige Zeit, wie wir gehört haben, auf das Komptoir eines Kaufmanns, und erhielt von demselben nach einiger Zeit Waaren zum Landverkaufe, welches ihm zugleich Gelegenheit gab, einige der geraubten Ringe vom geringsten Werthe zu verkaufen. Dies setzte ihn in den Stand, die ihm anvertrauten Waaren unterm Preise zu verkaufen, und gleichwohl solche dem Kaufmanne gleich baar zu bezahlen, und da er wegen dieses geringen Preises einen äusserst starken Absatz hatte, so mußte dies jedermann glauben machen, daß er bei diesem schnellen Umsatze äusserst beträchtlich gewinne. Endlich setzte er die sämtlichen Pretiosen in Polen ab, und da er jetzt glaubte, daß er den Zweck der mit so vieler Mühe veranstalteten Täuschung erreicht habe, und jedermann ihn für einen durch glückliche Spekulationen reich gewordenen Mann halten würde, kam er nach L... zurück.

Hollbaum dagegen war unmittelbar nach Paris gegangen. Da die Steine, welche er erhalten, von geringerem Werthe waren, als jene, welche Hartnern zu Theile geworden, und er selbst mit dem Werthe derselben völlig unbekannt sich bei dem Verkaufe derselben eines Juden bedient hatte, welcher ihn beträchtlich hierbei betrog, so war seine Ausbeute bei weitem nicht so reichlich, als jene Hartners. Er erübrigte kaum 6000 Thaler, wofür er sich größtentheils Tücher einkaufte, welche er nach Deutschland zurückbrachte, und zufällig sehr vortheilhaft verkaufte. Dieser Gewinn machte, daß er den Handel fortsetzte, bei dem er immer glücklich war, und da er durch denselben endlich die nöthigen Kenntnisse erhalten hatte, so legte er, als er nach einer etwa zehnjährigen Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, dort eine kleine aber sehr lucrative Tuchfabrik an.

Die Gerichte erkannten beiden, als Räubern und Mördern, die Strafe des Rades zu, welche sie am 17ten Hornung 1741 erlitten.

Jacob der Dritte, König von Schottland.

Eine schottische Legende aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Jakob V, König von Schottland, hinterließ nur eine wenige Tage vor seinem Tode geborne Tochter, die durch ihre unglücklichen Schicksale so berühmt gewordene Maria. Schon von der Geburt an schien dieselbe vom Schicksale gehaßt zu seyn. Der Cardinal Beauton, Minister Jacob V. und Jacob Hamilton, Graf von Arran, der nächste Verwandte und natürliche Erbe Mariens, stritten sich um die Verwaltung des Reiches und die Vormundschaft der Prinzessin, welche zugleich der Gegenstand der geheimen Wünsche der Königin Mutter war. Arran siegte mehr durch die allgemeine Abneigung gegen seinen verhaßten Nebenbuhler, als durch die Gerechtigkeit seiner Ansprüche. Die Karakterschwäche, die Unbeständigkeit und Unerfahrenheit dieses Man-

nes, der das Spielwerk seiner Günstlinge war, brachten beides, das Reich und seinen königlichen Mündel aus einer Gefahr in die andere. Der durch seine Unbesonnenheit veranlaßte Krieg mit England, und der glückliche Fortschritt der englischen Truppen nach der berühmten Schlacht bei Pinkey, welche einzig durch die Ungeschicklichkeit des Regenten verloren gieng, zwang denselben, um von Frankreich Hülfe zu erhalten, das Reich und die Prinzessin dem Interesse dieser Krone zu opfern. Maria ward dem Dauphin, nachherigem Könige Franz II. von Frankreich zur Ehe versprochen, und noch als Kind nach Frankreich ausgeliefert, um dort erzogen zu werden. Dieser Schritt, der eigentlich die erste Veranlassung zu Mariens nachherigem unglücklichem Schicksale und den zahllosen Unordnungen, unter denen Schottland so lange blutete, war, gab der Königin Mutter Gelegenheit, sich die Regentschaft zu verschaffen; die Auftritte, welche die Reformation, so wie überall, auch hier veranlaßte, und welche dieselbe mit der feinsten Politik als Mittel zu ihrem Zwecke benutzte, helfen ihr ihre Plane vollführen, und sie erhielt durch eine Verzichtsleistung des Regenten die Regentschaft.

Die Königin Mutter, Maria, aus dem Hause der Guisen in Frankreich, hatte alle zu dem erhabnen und wichtigen Posten, den sie jetzt errungen hatte, erforderliche Talente. Nach

der Schilderung, welche uns die Schriftsteller der damaligen Zeit, vorzüglich aber Robertson, der mit dem ihm eignen Forschgeiste und Scharfsinne aus jenen geschöpft hat, von derselben machen, war sie ein äusserst kluges und scharfsinniges Weib, mit allen Künsten der Politik und Intrique auf das innigste vertraut. — Sie scheint weder böს, noch schlecht gewesen zu seyn, und wenn sie so schien, vielleicht auch wirklich manchesmal so handelte, dann möchte der Grund hierzu wohl weniger in ihrem Herzen, als in der wirklich auf das höchste verwickelten Lage, in der sie sich befand, und den verderblichen Rathschlägen ihrer Räthe, mit denen Frankreichs Politik sie umgeben hatte, zu suchen seyn. Sie hieng mit aller Zärtlichkeit einer Mutter an ihrer Tochter, und würde sich deren Vortheil freudig geopfert haben, wenn sie ihn richtiger eingesehen hätte; sie liebte ihre Brüder, welche damals in Frankreich die Herrscherrolle spielten, ihre Familie und deren Glanz, und ihr Vaterland zu sehr; diese Eigenschaften, die in ihrem Privatleben als Tugenden geglänzt haben würden, wurden Schottland verderblich, und schlugen diesem Reiche Wunden, welche selbst jetzt noch nicht ganz vernarbt sind.

Um sich die Regentschaft zu verschaffen, hatte die Königin den Protestanten, welche seit einiger Zeit angefangen hatten, ihren Glauben

geltend zu machen, und gegen die Intoleranz der damals noch herrschenden katholischen Religionsparthei bald im offnen, bald im stillen Kampfe lagen, bisher geschmeichelt, sich lange um die Gunst dieser mächtigen und täglich mehr anwachsenden Parthei bemüht, ihnen die schönsten Hoffnungen und Aussichten gegeben, sogar wirkliche Zusicherungen in Menge gethan, und durch dies Benehmen wirklich ihren Zweck erreicht. Die mächtige Parthei der Protestanten war es, welche vorzüglich ihre Ansprüche auf die Regentschaft und ihre Bemühungen um dieselbe unterstützt hatte, und sie hatte vorzüglich dieser ihre Erhebung zu derselben und die Erhaltung ihres Zweckes zu verdanken.

Es läßt sich aus vielen Gründen vermuthen, daß die neue Regentin auch wirklich diesen Grundsätzen und ihren Versprechungen treu bleiben wollte. Aber die Politik Frankreichs, und die Intrique und Intoleranz ihrer Brüder, der Herzogen von Guise, brachten gar bald eine Aenderung hierin hervor. — König Heinrich VII. von England, bekannt durch seine Religionsreformation, — seine Barbarei gegen seine Unterthanen und seine Weiber, — sein galligtes Temperament und sein verbranntes Gehirn, hatte durch das ihm allezeit gefällige Parlament seine beiden Töchter Maria und Elisabetha für natürliche Kinder erklären lassen, und so diese Prinzessinnen des Rechts der Nach-

folge auf einen Thron verlustig gemacht, den gleichwohl in der Folge beide bestiegen haben. Da Heinrich keine männlichen Erben hatte, so mußte auf diese Art die Krone Englands auf die junge Königin von Schottland fallen, welche Heinrichs nächste rechtmäßige Verwandtin war. Zwar hatte nach Heinrichs Tode dessen älteste Tochter Maria, und als diese bald starb, die jüngere Elisabeth den englischen Thron bestiegen; sie war aber durch ihren Verfolgungsgeist und Reformationseifer sehr bald den Katholiken, welche damals noch die stärkste Parthei in diesem Reiche bildeten, verhaßt, und es fehlte diesen nur an einem kühnern Anführer, an einem geltenden Vorwande und der erforderlichen Unterstützung, um gegen ihre verhaßte Monarchin loszubrechen. Um erstern waren die Guisen nicht verlegen; der zweite fand sich dadurch, weil Heinrich einst diese seine Tochter für ein uneheliches Kind hatte erklären lassen, und in diesem Falle der Thron an dessen nächste Agnatin, Maria von Stuart, fallen mußte; und die letzte konnte von Schottland aus und eben so aus Frankreich, mit welchem durch die Heirath Mariens mit dem Dauphin dieses Reich nach dem Plane der Guisen vereiniget werden sollte, leicht geleistet werden. So gedachten sich dieselben Schottlands als einer Brücke zu bedienen, um nach England zu kommen. Hierzu kam noch die den Guisen karakteristisch eigne Intoleranz, mit der sie gegen die Prote-

stanten, als gegen Ketzer wütheten, welche sie blind gegen alles Recht und die Folgen ihrer Handlungen machten, und deren erster Grundsatz es war, daß man mit den Ketzern nie Kontrakt zu halten brauche.

Die Königin Regentin hieng mit der innigsten Schwesterliebe an diesen ihren Brüdern; sie liebte ihr Vaterland — Frankreich — weit mehr, als das Land, welches sie jetzt beherrschte, und zog dessen Vortheil dem Vortheile des letztern vor; sie wünschte den Vortheil ihrer Tochter, und hatte die höchsten Begriffe von den Einsichten und der Macht ihrer Brüder. Dies alles machte sie von den Guisen überall durchaus abhängig, und sie war eigentlich blos das Instrument, durch welches diese wirkten und handelten.

Sie durfte daher den Protestanten nicht Wort halten. Sie hatte denselben gleiche Rechte mit den Katholiken versprochen, und war nach einigen sogar in ihren denselben gethanenen Versprechungen noch weiter gegangen. Von alle dem hielt sie nicht das geringste, sondern trat sogar öffentlich auf die Seite der Katholiken über, welche mit den Protestanten auch hier, wie damals, überall in einem Zustande gegenseitiger Feindschaft und Spannung lebten, deren Ausbruch in eine offne Fehde man täglich erwarten mußte.

Die Protestanten rüsteten sich zur Vertheidigung. Der Trotz, mit welchem die Regentin die Abgesandten derselben, als diese ihr gegen ihre Intoleranz Vorstellungen machten, und sie an ihre gethanenen Versprechungen erinnerten, aufnahm und abwieß, erzeigte gegenseitigen Trotz, und diese setzten sich selbst in den Besitz dessen, was die Regentin ihnen zugesichert hatte. Die Regentin lud dagegen ihrerseits die protestantischen Prediger vor Gericht, und als diese mit einer bewaffneten Menge vor demselben erschienen, gab dies Gelegenheit zu Vergleichen, welche von beiden Seiten schlecht gehalten, mehrfach erneuert, und immer wieder gebrochen wurden.

Die protestantischr Parthei hielt sich zu Perth versammelt, wo die wüthenden Predigten ihrer Geistlichen, besonders des durch seine Talente, Kenntnisse und seinen Zeloteneifer bekannt gewordenen Knox, das Feuer immer heller anbliesen. Die Uebedachtsamkeit eines katholischen Priesters, welcher gleich nach einer der feurigsten Predigten Knoxens, Messe lesen wollte und daher den Altar schmücke gab die erste Veranlassung, daß die Wuth der gegentheiligen Parthei losbrach. Die Protestanten fielen mit einer tumultuarischen aber unwiderstehlichen Gewalt über die Kirchen in Perth her, zerbrachen die Altäre, zerschlugen die Bilder, plünderten die Klöster und Kirchenschätze,

und machten in wenig Stunden, die schönsten Gebäude der Erde gleich.

Die Königin gerieth hierüber in den fürchterlichsten Zorn. Sie zog ihre Truppen bei Stirling zusammen, und marschirte mit denselben, gegen 7000 Mann stark, auf Perth los. Auch die Protestanten sammelten ein Heer, welches sich mit jeder Stunde verstärkte. Kein Theil hatte Lust zum Angriffe, und man bot daher beiderseits zum Vergleiche die Hand. Perth öffnete seine Thore der Königin, wogegen diese eine allgemeine Amnestie und keine Truppen in die Stadt einzulegen versprach. Da diese Bedingnisse von der Regentin eben so wenig gehalten wurden, als ihre vorigen Zusicherungen, so entstand neuer Lärm, die protestantische Parthei, die sich den Namen Lords oft Congregation beigelegt hatte, eilte gegen Perth zurücke, welche Stadt belagert ward. Nach einem hartnäckigen Widerstande ward die Besatzung, welche die Königin Regentin in derselben zurückgelassen hatte, zu kapituliren gezwungen. Jetzt erst brach der Krieg, der bisher von keinem Theile mit Ernst geführt worden war, mit dem wüthendsten Feuer und der grimmigsten gegenseitigen Erbitterung aus. Die Heere der Protestanten wuchsen auf ihrem Marsche, wie ein fortgewälzter Schneeball. Religionswuth; der kriegerische Geist der Zeit und vorzüglich die Hoffnung, sich bei den Unordnungen eines Bürgerkriegs durch Raub und Plünde-

rungen bereichern zu können, schafften dem Heere der Protestanten, deren Anführer aus politischen Gründen eine sehr schlaffe Mannszucht hielten und ihren Soldaten die vollkommenste Willkühr ließen, einen unglaublichen Zulauf.

Eine Hauptursache hiervon war die Plünderung, welche jedes Kloster, welches dem protestantischen Heere in den Weg kam, erfuhr. Die schottischen Klöster waren durch den Aberglauben, der in Schottland mehr als irgendwo statt gehabt hatte, sämtliche zu unermeßlichen Reichthümern gekommen und die Schätze, welche sie in kostbaren Metallen und Pretiosen besaßen, waren jetzt eine um so verfänglichere Lockspeise zu ihrem Ruin, als sie gegen die tiefe Armuth des übrigen Landes viel zu sehr abstachen. Schon die Religionswuth, welche die protestantische Parthei beseelte, machte dieselbe zu abgesagten und erhitzten Feinden der katholischen Geistlichen und Mönche, die noch heftigere Begierde nach den Schätzen derselben trieb sie zur Plünderung, und es hätte hierzu der hitzigen Auffoderungen und der feurigen Beredsamkeit ihrer Prediger nicht erst bedurft. Die Anführer derselben ließen ihren Soldaten hierbei völlig freie Hände, weil dies den Eifer derselben stärkte, ihrem Heere größern Zulauf verschaffte, und ihnen den Sold ersparte, welchen sie ohnehin nicht ohne die gröste Schwierigkeiten aufzubringen vermochten. Ueberall, wo ihnen ein Kloster oder

eine Kirche aufstieß, ward daher geplündert, die Schätze geraubt, die Mönche vertrieben, und das Gebäude der Erde gleich gemacht. — Was bei allem dem das erstaunenswürdigste ist, es geschah bei der ganzen Folge dieser gewaltsamen Handlungen kein Mord, wie sämtliche schottische Geschichtschreiber versichern, und die schottische Reformation zeichnet sich überhaupt dadurch aus, daß sie einen weit minder blutigen Charakter hat, als die Religionsverbesserungen in den übrigen Staaten Europas.

Auf dem Zuge nach Dunbar, wohin die Königin Regentin sich zurückgezogen hatte, und die protestantische Armee derselben folgte, stieß dieselbe vorzüglich auf eine Menge Klöster. Dieser Theil des Landes war mit den Nestern dieser schädlichen Thierart wie übersäet, zahllose Schwärme derselbe hatten hier ihre Höhlen errichtet, vielleicht weil es die beste und fruchtbarste Gegend des Königreichs war. Die Protestanten fanden dieselbe größtentheils leer und alle erfuhren, ohne Widerstand zu leisten, das Schicksal, welches ihnen sämtlich von ihren Feinden zugedacht war.

Ein einziges derselben machte hiervon eine Ausnahme. Es war dem h. Mauriz geweiht, und war erst vor etwa 15 Jahren merklich verschönert und mit einer starken Anzahl neu angeworbener Mönche verstärkt worden. Da es zwischen Stirling und Dunbar am Wege lag, so

mußte nothwendig die protestantische Armee an demselben passiren, da sie geraden Weges dem Heere der Königin Regentin, welche bei Dunbar eine Position genommen hatte, folgte. Die Mönche hatten daher bereits sämtlich in der größten Eile dasselbe verlassen, als die protestantischen Truppen vor demselben anlangten, und nur wenige fielen denselben auf der mit der größten Eile und kurz vor der Ankunft der Protestanten, welche mit der Schnelle eines reißenden Stromes sich näherten, veranstalteten Flucht in die Hände. Eine Menge Klosterknechte, verstärkt durch einige Truppen, welche die Regentin daselbst zurückgelassen hatte, um den Marsch der ihr nachfolgenden protestantischen Armee aufzuhalten, vertheidigten das leer gelassene Kloster, welches zu einer langwierigen Vertheidigung befestigt genug war, und den Belagerern die Einnahme sehr zu erschweren drohte.

Es mangelte damals in Schottland sehr an Festungen, und während dem Zeitgeiste zufolge in andern Ländern Europas jeder Ritter seine Burg und fast jeder Gütherbesitzer sein Haus nach der damaligen sehr unvollkommnen Kriegskunst befestigte, fand man hier an den einzeln liegenden Schlössern nur unbedeutende Thürme und schwache Mauern, die höchstens zur Schuzwehr gegen den ersten Anfall der jezuweilen sich zeigenden Räuber dienten. Das Kloster zum heiligen Moritz machte jedoch hiervon eine Ausnahme. Der

Kardinal Beautoun, Erzbischof zu St. Andrews; der vorigen Könige Minister und zu seiner Zeit der reichste und mächtigste Privatmann des Reichs der einige Zeit zuvor in seinem Schlosse zu St. Andrews von einigen fanatischen Verschwornen ermordet worden war; hatte dasselbe vor etwa 35 Jahren von Grund aus auf seine Kosten neu erbaut, seine Einkünfte ansehnlich vermehrt, mehrere Mönche in dasselbe aufgenommen, als es zuvor enthalten, und dabei dasselbe so befestigen lassen, daß bei der damaligen Unvollkommenheit der Kriegskunst solches von vielen für unüberwindlich gehalten ward. Es lag, — wo eigentlich alle Mönchsklöster hingehörten — in der Mitte eines Sumpfes auf einer mäßigen Erderhöhung und war mit dicken Mauern, Zugbrükken, Thürmen und Warten ringsumher eingefaßt. Die Anführer des protestantischen Heeres befürchteten hier einen harten Stand, und gleichwohl konnten sie diese Festung, deren Besatzung sie sonst zu jeder Stunde hätte beunruhigen können, nicht in ihrem Rücken liegen lassen. Sie machten daher alle Anstalten zu einer hartnäckigen Belagerung und waren nicht wenig erstaunt, als schon nach drei Tagen die Garnison zu kapituliren verlangte. Die feigen Knechte der Mönche so wie die wenige Mannschaft, welche die Regentin in dasselbe geworfen hatte, und die zu schwach war, um sich ohne die Hülfe der ersteren allein vertheidigen zu können, erhielten freien Abzug, die Mön-

che waren mit ihren Schätzen bereits entwichen, das Gebäude und die Festungswerke wurden daher der Erde gleich gemacht, und die Armee rüstete sich, am andern Morgen nunmehr ihren Marsch gegen Dunbar ohne ein weiteres Hinderniß fortzusetzen.

Ein Theil der Armee übernachtete auf den Trümmern. Die Soldaten suchten unter den Ruinen nach Schätzen, welche sie hier von den entflohenen Mönchen vergraben wähnten, weil diese, ihrer schnellen Flucht ohngeachtet, das Kloster so rein ausgeleert hatten, daß die habsüchtige Miliz der Congregation zu murren begann, als sie ihre Erwartung, große Schätze daselbst zu finden, so sehr getäuscht fand. Einige der Suchenden stiegen in ein zerbrochenes Gewölbe hinab, zu dem sie den Eingang unter den durcheinander liegenden Steinhaufen entdeckt hatten. Es war eine weite Halle, wie man noch jetzt sie in den alten Klostergebäuden findet, einige hervorragende Grabsteine und ein an der Ecke angebrachter Altar zeugten, daß dies das sogenannte Geiselgewölbe des Klosters, oder der Ort war, an welchem die Mönche bei gewissen Festen an den Gräbern ihrer dort ruhenden Stifter und Wohlthäter ihre Gebete verrichten und sich eine gewisse Anzahl von Geiselhieben geben mußten. Durch das dicke Gewölbe drang in einigen Tropfen die Nässe des nahen Sumpfes. Die tiefe Stille der Abgeschiedenheit, die in diesem Souterrain herrschte, mach-

te den Aufenthalt unter den hier ruhenden Todten und den starren steinernen Gestalten mit verzerrten Gesichtern in gigantesker Größe, welche der Zahn der Zeit zu benagen angefangen und die abgelaufenen Jahre mit der Schwärze des Moders bemahlt hatte, die als Mausoläen der Stifter und Wohlthäter der Mönche von den Wänden dräuten, und den gemahlten grotesken Mönchsfiguren und Teufelsbildern sparsam von einer in der Mitte des Gewölbes bleich und wolkigt brennenden Lampe erleuchtet, doppelt fürchterlich. Es war der schauerlichste Ort der Klöster, zugleich der Ort, an welchem ihr geheimster Unfug und alle die unmenschlichen Grausamkeiten, welche man mit allem Rechte den Mönchen schuld giebt, vollzogen wurden, und darum allen Profanen verschlossen.

Die Suchenden hielten sich vergewissert, hier nicht wegzugehen ohne einen Fund gethan zu haben, Sie durchsuchten mit Strohfackeln furchtlos das ganze Gewölbe, und schon gaben Sie alle Hoffnung auf, hier irgend etwas zu finden, als einer derselben aus der Mauer Töne hervorgehen zu hören glaubte. Aufmerksam gemacht durch denselben, bemühten sich die übrigen um gleiche Entdeckung und fanden bald, daß der Entdecker sich nicht getäuscht hatte. Es war das dumpfe Aechzen des Jammers, das aus den Steinen emporidröhnte, die Seufzer eines von der Welt ausgestoßnen Unglücklichen, der unbemerkt sich

dünkend durch die hinsterbende Klage des Webes seinem zusammengepreßten Herzen Luft machte.

Daß hier etwas unheimliches, unrechtliches, sonderbares sey, war gewiß. Die Streiter für die Religionsfreiheit kannten keine Furcht, und es ward beschlossen, die Sache zu ergründen. Vergebens ward nun nochmals das ganze Gewölbe durchsucht, um den Eingang zu finden, der zu der unterirdischen Klause des lebend vergrabenen unglücklichen Wesens führe, dessen Seufzer hier ungehört bisher — nur Gott wußte, wie lange — verhallt hatten. Vergebens brachen sie — hitziger gemacht durch den fruchtlosen Versuch — mit ihren Lanzen einzelne Steine aus dem dichten, festen Gewölbe. Zufällig schob einer an einem großen Gemälde voll Teufelslarven, das die Hölle vorstellen sollte; das Gemälde wich, und es zeigte sich hinter demselben eine eiserne, mit Schloß und Riegel stark verwahrte Thüre, deren Festigkeit den Findern nur zu bald zeigte, daß sie über ihre Entdeckung zu früh gejubelt hatten.

Doch gelang es endlich ihrer Anstrengung, die Thüre zu öffnen. Ein Paar Keulenschläge zerschlugen das Schloß, und die Thüre öffnete den Schlund eines dunkeln Ganges, aus welchem eine kalte Luft den Eintretenden entgegen-

wehte. Sie folgten beim Scheine der Stroh- fackeln dem Gange und standen bald an einer andern Thüre, welche ein mäßiger Schlag leicht öffnete. Es war ein kleines reinliches Gemach, in welches sie eintraten, von einer von der Decke herabhängenden Lampe erhellt. In dem Kamine brannte ein wärmendes Feuer. Die Einrichtung zeigte Gemächlichkeit, und sogar Pracht; es schien dem Bewohner dieses Souterraine's, um angenehm zu wohnen, nichts zu mangeln, als Licht, Luft, und das, ohne welches alle Schätze der Welt nichts sind, — Freiheit.

In der Ecke dieser unterirdischen Wohnung zeigte sich ein prachtvolles Ruhebette, auf diesem ruhte ein Greis. Die Zeit schien alle Leidenschaften von dem ehrwürdigen Gesichte getilgt zu haben. Nichts war mehr leserlich auf ihm, als die unverwischbaren Züge einer starken Seele, ehmaliger Größe und Hoheit. Seine Kleidung war reinlich und gemächlich, sein ganzes Aeußeres zeigte von innerer und äußerer Ruhe, von ohnunterbrochner sorglicher Pflege.

Der Greis starrte die Eintretenden an, welche Schrecken und Ehrfurcht an den Boden fesselte. Endlich wagten diese die Frage: wer er sey, wie er hieher gekommen. Langsam hob sich die Gestalt vom Lager, und zeigte mit der Hand nach dem geöffneten Munde, in welchem die Zunge fehlte, und an dem andern Arme

den Stumpf einer abgehauenen Hand. Dann läutete er dreimal mit einer Glocke, deren Züge in dem Gewölbe hiengen. Ein Klosterbruder von gleich ehrwürdiger Greisengestalt trat aus einer in dem Gemache befindlichen Seitenthüre, und starrte unter dem Eingange, als er des Besuchs gewahrte. Die Soldaten bemächtigten sich seiner, weil seine Kutte ihren Fanatismus reizte. Man brachte beide vor die Anführer des Heeres, und der Klosterbruder erzählte auf die erste Frage den Zusammenhang der Sache, deren Wahrheit der Greis durch Pantomimen bestätigte.

Wir müssen, um unsern Lesern verständlich zu seyn, in die ältere Geschichte Schottlands zurückkehren, um das Räthsel zu lösen, welches die Generäle der Protestanten, mit dieser genau bekannt, und dem Zeitpunkte aller dieser Vorgänge näher, sich bald erklärt hatten.

Seit der Regierung Jacobs I. lagen die Könige Schottlands mit dem Adel dieses Reichs in einer steten Fehde, welche nur während der kurzen Regierung Jakobs IV. des Großvaters Mariens, durch ein kurzes Einverständniß dieses Regenten mit den Baronen unterbrochen ward, und Jakob V. Mariens Vater, unterlag schon wieder der Uebermacht desselben. Die schottischen Barone bildeten eine Gegenmacht

gegen die Beherrscher, die oft kaum so mächtig waren, als einzelne ihrer Gegner; sie waren von der Krone fast ganz unabhängig, und nur sehr leise und zweideutig hielt das schwache Band der Lehngesetze beide zusammen. Jeder Baron übte auf seinen großen Besitzungen die Rechte eines unumschränkten Souveraines aus, und hatte gewöhnlich Macht genug, seine Anmaßungen gegen den schwachen Regenten des Staats vertheidigen zu können. Die Könige fühlten die Verwirrungen dieser drückenden Anarchie, und theils wirkliches edles Mitgefühl mit den Leiden ihres gedrückten Volkes, theils Herrschgierde trieb sie an, diesem Strome entgegen zu arbeiten. So bildete sich eine feindselige Lage zwischen beiden, und der gegenseitige Haß und die entgegenarbeitenden Plane äusserten sich bald in dumpfen Bewegungen, bald in offnen Fehden.

Thätiger, als alle seine Vorgänger, kämpfte Jakob III gegen den Adel, aber auch zugleich mit weniger Klugheit. Die Maasregeln, die er zur Erreichung dieser Zwecke nahm, waren eben so gewaltsam, als aller vernünftigen Politik geradezu zuwider. Er zeigte den Haß, welchen er gegen den Adel hatte, so öffentlich und ohne allen Hehl, daß er denselben durchaus sowohl von seiner Person, als allen Staatsämtern gänzlich entfernte, in deren Besitze sich derselbe hier, wie in allen Lehnsverfassungen,

seit undenklichen Zeiten befunden hatte, und setzte an deren Stelle einige Personen von der niedrigsten Art Cochran, ein Maurer, Leonard, ein Schmidt, Homil, ein Schneider, Rogers, ein Musikant, und Torffan, ein Fechtmeister, waren des Königs Lieblinge und Minister. Mit ihnen schloß er sich in seine Residenz, zeigte sich selten öffentlich, und nur um den Adel, der sonst des Königs Person ausschließend umgab, desto bitterer zu beleidigen. Leuten von dem ungemessenen Stolze der schottischen Barone, war diese Betrachtung weit schmerzlicher, als die Grausamkeit der vorigen Könige gegen sie. Er widerrief die meisten Rechte und Vorzüge, deren Besitz der Adel an sich gerissen hatte, und war auf dem Wege, diese anmaßende Volksklasse ganz in ihr Gleis zurückzuweisen. Eine Menge geheimer Verbindungen der Edelleute waren hiervon die Folgen, welche, so ernsthaft sie auch waren, und obgleich in einige derselben selbst des Königs Brüder verwickelt waren, Jakob mit der ihm eignen Energie unterdrückte, und mit der ihm eignen Grausamkeit bestrafte.

Eine derselben, durch welche der Herzog von Albany, des Königs Bruder, die Krone an sich zu reißen suchte, ward jedoch ernsthafter. Albany hatte sich des Beistandes Eduards VI., Königs von England, versichert, welchem er versprochen hatte, das schottische Reich als

ein Lehen von England zu besitzen, und verschiedene Grafschaften abzutreten, und der Herzog von Glocester führte zu dessen Hülfe eine mächtige englische Armee nach Schottland. Die drohende Gefahr zwang den König, bei den Edelleuten, als der nach der damaligen Verfassung einzigen streitbaren Volksklasse, Hülfe zu suchen. Zahlreich fanden sich dieselben bei seinen Fahnen ein, aber nicht in der Absicht, dem Könige Hülfe zu leisten, sondern um sich an ihm zu rächen, die alten Vorrechte, welche der König ihnen abgenommen hatte, wieder an sich zu reißen, und vorzüglich, um ihre Rache an den Lieblingen des Königs, deren Uebermuth ihnen unerträglich war, zu kühlen. Dies vollführten sie schon in dem Lager bei Lawder ganz im militairischen Style. Dort drangen sie mit Gewalt in das Zelt des Königs, ergriffen seine Lieblinge und hiengen sie ohne weitern Prozeß auf. Ein einziger derselben, Namens Ramsey, entgieng ihrer Wuth dadurch, daß er sich in die Arme des Königs warf, von welchem die Edelleute denselben nicht trennen konnten.

Jakob entließ auf der Stelle ein Heer, das ihm so schlecht gehorchte, und welchem er so wenig trauen konnte, und versöhnte sich mit seinem Bruder. Diese Aussöhnung war jedoch nicht von Dauer. Bald entfloh Albany wieder von dem Hofe seines Bruders, und erneuerte sein Bündniß mit dem mißvergnügten Adel und dem

Könige von England, dessen Vollziehung nur der Tod des letztern hinderte. Zu gleicher Zeit verdoppelte der König und seine Lieblinge ihre Beleidigungen des Adels, der von seiner Seite dagegen auch die Konspirationen vervielfältigte.

Der Herzog von Rathsay, des Königs ältester Sohn, ein Prinz von 15 Jahren, ward in eine dieser Verschwörungen verwikelt. Entweder durch Ueberredung, oder, wie andere glauben, durch Zwang, stellten die mißvergnügten Edelleute diesen jungen Prinzen an ihre Spitze, und traten mit der Erklärung, Jakob die Krone zu nehmen, und solche seinem Sohne aufzusetzen, in offnen Aufruhr gegen ihren König.

Dieß riß den König aus der Unthätigkeit, in die er bisher versunken war. Er zog zu Felde, und stieß bei Bannokburn auf die Mißvergnügten. Das an Zahl und Tapferkeit den Truppen des Königs überlegne Heer derselben schlug die königlichen Armee, der König selbst blieb auf der Flucht. Erst nach einigen Wochen fand man seinen Körper, blos an der Kleidung noch kenntlich, welcher ohne königliche Pracht zur Erde bestattet ward.

Der Aufruhr war mit zu viel Erbitterung und zu tragisch ausgeführt worden, als daß der

selbe Beifall hätte erhalten können. Schon am Tage der Schlacht erließ der Legant des Pabstes, der damals noch das vollste Ansehen hatte, und auf der höchsten Stufe der Gewalt und des Einflusses stand, ein Abmahnungsschreiben an die Insurgenten, und mehrere der vornehmsten Edelleute äusserten ihr Mißfallen, daß die Sache so weit getrieben worden. Dies schwächte die leidenschaftliche Hitze der Aufrührer, mehrere derselben traten zurück, und Jakob würde auch diesen Aufruhr zu seinem Vortheile beendet gesehen haben, wenn er nicht durch Zorn verblendet und die Hitze seines leidenschaftlichen Temperaments irre geleitet, eine Schlacht gewagt hatte.

Nach diesen vorausgeschickten Prämissen können wir jetzt mit Verständigkeit unsern Lesern die Aufklärung geben, welche der Klosterbruder den Generälen der protestantischen Armee über die Verhältnisse des unglücklichen Gefangenen gab.

Es war Jakob III. selbst, welcher befreit worden war, jetzt ein fast hundertjähriger Greis. Der Klosterbrudrr, welcher denselben bedient hatte, und auch jetzt wieder sein Schicksal mit ihm theilte, erzählte dessen Schicksale, wie wir sie hier unsern Lesern mittheilen.

Der König war auf der Flucht in der unglücklichen Schlacht bei Bannokburn nicht ge-

blieben, wie man bisher geglaubt hatte, sondern lebend in die Hände seiner Feinde gefallen. Verlassen von allen floh er, nachdem er wie ein gemeiner Soldat bis zum Erliegen gekämpft hatte, blos von zwei getreuen Dienern begleitet. Er war Sinnes nach Stirling zurückzukehren, um dort fürs erste sich in der festen Burg vertheidigungsweise zu halten, und dann seine noch übrigen wenigen Getreuen an sich zu ziehen, um von neuem den Rebellen die Spitze zu bieten. Da ihn die Nacht überraschte, und die ermüdeten Pferde auf keine Weise die Flucht fortzusetzen im Stande waren, verfolgte der König, der seine Feinde sich ganz nahe wuste, seinen Weg zu Fuße, und war so unglücklich denselben in der Dunkelheit der Nacht zu verfehlen. Als er sich beim dämmernden Morgen in der Gegend umsah, befand er sich in der Mitte des feindlichen Heeres und ward bald von vier Reutern des Grafen Massey umringt. Mit der Anstrengung eines Verzweiflenden kämpfte der Monarch und seine Begleiter. Massey selbst, der erbittertste seiner Feinde drang endlich auf ihn und von seinem Schwerde fiel des Königs Hand getrennt vom Arme nieder; seine treuen Diener wurden an seiner Seite kämpfend niedergehauen. — Es war nun nicht schwer, den Fürsten gefangen zu nehmen. Massey war wirklich gesinnt ihn auf der Stelle zu ermorden, seine Begleiter hinderten ihn aber

hieran, und der gefangne Monarch ward in der grösten Stille und durch eine Verhüllung den Augen der Truppen unkenntlich gemacht vor die Häupter der Insurgenten gebracht.

Diese durften es ihrer Sicherheit wegen nicht wagen, den Monarchen, dessen Rachgierde sie kannten, frei zu lassen, und eben so wagten sie es nicht, denselben zu morden, da jetzt schon die Abneigung gegen die gewaltsamen Schritte, die sie wieder ihren Fürsten gethan hatten, so groß war, und sie daher das äusserste befürchten musten, wenn der Mord, den sie an demselben verüben würden, kund würde.

Sie ergriffen daher das Auskunftsmittel, den Fürsten durch ewige Gefangenschaft unschädlich zu machen. Sie ließen denselben in das Kloster des h. Moritz bringen, dessen Abt mit ihnen im Einverständnisse war, dort ward derselbe von zwei vertrauten Mönchen mit anständiger Sorgfalt verpflegt und geheilt, während die Insurgenten den entstellten Körper eines in der Schlacht Gebliebenen mit den Insignien und der Kleidung des Königs bekleideten, und so die Nation mit der falschen Nachricht seines Todes täuschten.

Als der König nach seiner Genesung sich höchst unbändig gebehrdete, und mit einer Art von Raserei seine Befreiung zu erzwingen suchte, sahen sich seine Wächter gezwungen, ihn zu fes-

seln, und der Abt befahl ihm die Zunge auszunehmen, da das laute Geschrei, welches derselbe auch noch gefesselt fortsetzte, das Geheimniß zu verrathen drohte. Das Kloster erhielt von den Insurgenten ansehnliche Ländereien zur Verwaltung dieser mißlichen Pflege und zur bessern Besieglung des Geheimnisses. Die Aebte hielten dies so glücklich, daß während den 60 Jahren, welche bisher abgelaufen waren, niemand, selbst nicht einmal einer von den Mönchen hiervon etwas ahndete. Der verletzte Abt war noch weiter gegangen. Er unterdrückte das ganze Geheimniß, von welchem bisher die Aebte und die zur Bedienung des Gefangenen auserwählte Mönche unterrichtet waren, und machte es blos seinen Nachfolgern zur Pflicht, den Gefangnen, über dessen Stand und Verhältnisse er dieselbe ununterrichtet ließ, zu verpflegen. So war nun nur noch der einzige alte Klosterbruder übrig, der zuvor schon zur Bedienung des unglücklichen Fürsten aufgestellt war, ehe jener Abt mit Tode abgieng, welcher von den Schicksalen und dem Stande des Gefangnen, unterrichtet war, und von demselben Auskunft geben konnte.

Der kürzlich ermordete Kardinal Beauton, Erzbischoff von St. Andrews, war durch die Beichte eines der Häupter der damaligen Insurgenten vor mehreren Jahren von der Sache unterrichtet worden, und ihm hatte es der Sterbende zugleich zur Auflage gemacht, für den unglück-

lichen gefangnen Monarchen Sorge zu tragen. Der Kardinal, selbst ein Verwandter des unglücklichen Prinzen eilte zum Kloster und erhielt dort die Bestätigung dessen, was ihm in der Beichte anvertraut worden war. Da er des Gefangnen Enkel, als dessen Minister, unumschränkt beherrschte, und durch diese Entdeckung ein Mittel erhielt, denselben von sich mehr abhängig zu machen, so entdeckte er dem Könige die Sache und erhielt von diesem den Auftrag, für den Gefangnen auch zugleich für die engste Bewahrung des Geheimnisses Sorge zu tragen. Durch ihn zahlte daher auch der König die beträchtlichen Kosten zur Wiederaufbauung des Klosters, wozu Beauton blos den Namen hergab, und der Kardinal, der von dem Könige den gemessensten Befehl erhielt, das Leben des Gefangnen zu schonen, und gleichwohl noch immer die Entdeckung des Geheimnisses und die Entführung des Gefangnen von den zahlreichen Feinden des Königs befürchtete, befestigte aus diesem Grunde das neu erbaute Kloster mit einem beträchtlichen Aufwande.

Mit dem Kardinal war das Geheimniß vollends erstorben, und es war niemand mehr, der von den Schicksalen und dem Stande des Gefangenen Auskunft zu geben vermochte, als der Mönch, welcher denselben jetzt seit fast 40 Jahren bediente. Seit dieser Zeit war derselbe immer um den Gefangenen gewesen, und beide liebten einander immer mehr, so wie sie mit einander

immer mehr alterten. Der jetzt fast hundertjähr'ge Monarch besaß noch alle seine Sinne ungeschwächt, und selbst seine Geisteskräfte hatte Kummer und Unglück unangefressen gelassen, nur das Gedächtniß war ihm schon über 30 Jahre geschwächt; erst seit dieser Zeit war er munter und froh geworden, und hatte sogar seine traurige Lage so lieb gewonnen, daß er jetzt in dies Maulwurfsleben zurückverlangte. Im Kloster selbst wußten zwar die Ober, und sogar die meisten Mönche, daß in den Souterrains der Abtei ein Gefangener aufbewahrt werde, für dessen gute Verpflegung das Kloster Sorge tragen müsse, und diese Verpflegung ward ihm auch gewissenhaft geleistet; niemand aber bekümmerte sich weiter um denselben, als der zu dessen Aufwartung eigends bestimmte Bruder, und daher kam es auch, daß die Mönche denselben gänzlich vergaßen, als sie mit ihren Schätzen vor dem heranziehenden protestantischen Heere flohen. Die Kellerbewohner ihrerseits wußten nicht das mindeste von dem, was ober ihnen vorgieng, da der Bruder nur alle zehn Tage aus der unterirdischen Wohnung heranfzusteigen pflegte, um für die nächsten zehn Tage für den gefangenen Fürsten und sich die erforderlichen Nahrungsmittel zu empfangen, die übrige Zeit aber sich mit dem Könige und seinem Breviere beschäftigte.

Da die Ahnen der Barone, vor denen der Mönch jetzt seine Erzählung endete, diese Greuelthat begangen hatten, so unterdrückten diese, um derselben Andenken zu schonen, und den Haß, der dieserhalb selbst auf sie hätte fallen müssen, von sich abzuleiten, die Sache, und grausamer noch, als jene, endeten sie die Tage des alten Monarchen und seines redlichen Verpflegers schnell durch Gift.

Die Verlegenheit der Gesetze.

In dem peinlichen Gesetzbuche, welches Kaiser Karl der V. im sechzehnten Jahrhundert mit Zuziehung der Reichsstände ausgehen ließ, um der Willkühr, und Ungleichförmigkeit, den Misbräuchen und Unordnungen, welche in diesem wichtigen Zweige der Rechtsgelehrtheit herrschten, ein Ende zu machen, bestimmter über das Verbrechen der Entführung so unzulänglich, daß die Einfältigkeit dieses offenbar mangelhaften Gesetzes schon manchen Richter in die äußerste Verlegenheit setzte, und schon zu mancherlei

theils scandaleusen, theils komischen Auftritten Veranlassung gab. Der 11xte Artikel des Karolinischen Strafgesetzes, welcher die Ueberschrift führt: „Straf derjenigen, so Ehweiber oder Jungfrawen entführen" lautet wörtlich wie folgt: „So einer jemand sein Ehweib, oder eine unverleymbde Jungfrawen, wider des Ehmanns oder des ehlichen Vaters Willen, einer unehrlichen Weiß entführt, darumb mag der Ehmann oder Vater unangesehen, ob die Ehfraw oder Jungfraw ihren Willen darzu giebt, peinlich klagen, und soll der Thäter nach Satzung unsrer Vorfahren und unsren Kayserlichen Rechten darumb gestraft und derhalb bey den Rechtsverständigen Raths gebraucht werden."

Da Karl V. in Hinsicht dieses Verbrechens keine Strafe bestimmt, sondern auf die gemeinen Rechte hinweist, welche dem Entführer und seinen Mitverbrechern die Strafe des Schwerdtes zuerkennen, so ist es die allgemeine Meinung der Rechtsgelehrten, daß keine andre, als die Strafe der Enthauptung dies Verbrechen sühnen könne.

Indessen kann es niemand entgehen, daß Karls V. gesetzliche Verfügung in dem angeführten Artikel seiner peinlichen Halsgerichtsordnung einseitig und daher durchaus unvollständig

sey. Nicht blos, daß gegen das Mädchen oder Weib, welches sich freiwillig entführen läßt, oder eigentlicher zu reden, davon läuft, keine Strafe angesetzt wird, die doch den Mann, der mit ihr davon lief, treffen soll, der gleichwohl nicht mehr Schuld, als diese seine Gefährtin — oft sogar noch weniger — trägt; das Gesetz spricht auch nur von dem Manne, der eine Frau oder Jungfrau — (von einer Wittwe schweigt dasselbe gleichfalls) — entführt, und berührt mit keiner Sylbe den Fall, wenn ein Weib einen Jüngling oder Mann entführt. — Daß es dieser Fälle gleichwohl gebe, wenn sie auch seltner vorkommen, beweißt nachstehende wahre Geschichte, die etwa vor 40 Jahren sich würklich zugetragen hat. — Was soll dann der Richter machen, da das Gesetz über diesen Fall nichts bestimmt, da er selbst nichts weiter ist, als der Priester und Ausleger der Gesetze, und kein anderes Geschäft hat, als die gesetzlichen Vorschriften auf einen unterliegenden Fall anzupassen? Soll er Eigenwillen unterstellen, oder von der Gleichheit der Handlung und ihrer Moralität Schlüsse machen? Soll er diese Handlung für ein Verbrechen halten, da es das Gesetz nicht thut, welches doch einzig über derselben Werth und Unwerth, Zulässigkeit oder Verbot entscheiden kann, oder soll er dieselbe als unstrafbar erkennen, weil alle Handlungen frei und erlaubt sind, die das Gesetz nicht ausdrücklich

verbietet, und die Freiheit der Handlungen so lange respektirt werden muß, als nicht ausdrückliche Vorschriften dieselbe beschränken, da doch eine solche Handlung der Gesellschaft eben so schädlich und eben so gut ein Eingriff in die heiligen Rechte eines Dritten ist, als jene, welche das Gesetz so scharf empört?

Die Geschichte, welche wir hier unsern Lesern mittheilen, brachte daher zu ihrer Zeit die Richter, vor denen die Untersuchung derselben verhandelt ward, mehrere Universitäten, bei welchen dieselben sich Raths erholten, und das ganze Heer denkender Rechtsgelehrten in nicht geringe Verlegenheit, aus welcher sie der Tod der Verbrecherin, welche dieselbe veranlaßt hatte, nach zwei Jahren zog, nach deren Umlauf dieselben sich noch immrr nicht vereinigt hatten. Dieser machte zugleich der Fehde, die man mit vieler Hitze gekämpft hatte, während dieselbe immer im Gefängnisse schmachtete, ein plötzliches Ende. — Sie ist so romantisch als merkwürdig und verdient daher in jeder Rücksicht, wie es uns scheint, unsern Lesern vorgelegt zu werden.

August Hamar hatte seit einigen Monaten die Universität verlassen, wo er die Rechte und Philosophie mit angestrengtem Fleiße studiert hatte. Er war reich und nur von sich abhängig, da seine Eltern vorlängst verstorben waren. Er

hatte sich den Plan für sein künftiges Leben ent-worfen, Advokat zu werden, um in dieser Lauf-bahn nützliche Thätigkeit und zweckmäßige Ver-wendung seiner Kräfte mit der möglichsten Selbst-ständigkeit und Zwanglosigkeiten zu vereinigen, welches unter allen Ständen wohl bei keinem so ganz, als bei diesem, sich vereinigen läßt. Zu diesem Zwecke wollte er sich jetzt noch durch Wie-derholung alles dessen, was er auf der hohen Schule erlernt hatte, bereiten, und sich dann die Doktorwürde ertheilen lassen. Auch hier-bei blieb er dem Grundsatze getreu, so viel möglich sich selbst zu leben; er zog sich von den Zerstreuun-gen und dem Tumulte größerer Städte zurück, und miethete sich auf einem Dorfe ein, dessen reizende Lage am Rheine ihm zugleich jenen Ge-nuß der schönen Natur bot, für welchen er äus-serst empfänglich war.

Still und eingeschränkt lebte er hier ganz diesem Genusse und seinen Büchern, obgleich mehr ersterem, als leztern. Die Freuden des Landlebens, die er bis jezt nur aus Dichtern kannte, da er zuvor immer in Städten gelebt hatte, entsprachen so ganz seiner Schwärmerei, daß er sich ganz dem Genusse derselben in dem romantischen Thale überließ, welches er bewohn-te, und daß er darüber seine Bestimmung und sich selbst vergaß. Er schien sich selbst wie nach einer langen Einsperrung jezt erst zum erstenmale

gliederfrei geworden zu seyn, und in dem Genusse übersättigen zu wollen, welcher bisher ihm fremd gewesen war. — Darum traf man ihn schon vor Sonnenaufgang auf einem der benachbarten Hügel, dieser erhaben schönen Naturscene harrend, und es war nichts seltenes, ihn nach Mitternacht nach Hause kehren zu sehen, wenn ein schöner Abend ihn im Felde zurückehielt. Im Dorfe selbst war er schon in den ersten Wochen heimisch geworden, und Alt und Jung kannte und liebte den schönen gefälligen Jüngling.

Einst war Hamar auf ein benachbartes Dorf gegangen, wohin er regelmäßig alle Sonntage zu gehen pflegte, und erst spät Abends kehrte er von demselben nach seiner Wohnung zurücke. Der schöne mondhelle Abend hatte ihn dort zurückgehalten; in mancherlei Gefühlen verloren; war er vor der Linde des Dorfs am Ufer des Flusses sitzen geblieben, und zu spät entdeckte er, daß der Himmel sich überzogen hatte, des Mondes Abglanz von Wolken bedeckt und die Nacht so schwarz geworden war, daß er nur mit Mühe den Heimweg finden konnte. Da er über eine halbe Meile von seinem Wohnorte entfernt war, so bedurfte er bei der übergroßen Dunkelheit fast zwei Stunden Zeit, ehe er sich der Kapelle näherte, die vor dem Dorfe, in welchem er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, und zwar in der

Entfernung eines guten Büchsenschusses von demselben erbaut war.

Es war Mitternacht, und Hamar fand die Kapelle gegen die sonstige Gewohnheit erleuchtet. Fern von aller abergläubischen Furcht näherte er sich derselben, seine Neugierde zu befriedigen. In diesem Augenblicke fühlte er sich von hinten ergriffen, Hände und Füße gebunden und den Mund mit einem Tuche verstopft. — So sanft als sein Widerstreben es zuließ, von ein paar starken Armen gepackt, ward er einigemal äusserst schnell im Kreise umhergedreht, die Lichter verloschen, man verband dem Taumelnden die Augen, und trug ihn eine lange Strecke Wegs äusserst schnell, und so viel er bemerken konnte, mit mannichfaltigen Drehungen fort. Aus dem Rauschen des Wassers und dem Plätschern der Ruder schloß er, daß man ihn in einen Nachen gebracht habe, ob dieser sich stromauf- oder stromabwärts fortbewege, vermochte er nicht zu bestimmen, nur daß es schnell gehe, schloß er aus der Bewegung der Luft. Ein weibliches Wesen schien ihn im Arme zu halten, und einige Küsse, von demselben von Zeit zu Zeit seinem Munde aufgedrückt, schienen ihm es verständigen zu wollen, daß er nichts arges zu befürchten habe. Sonst herrschte die tiefste Stille umher.

Nach einer etwa drei Stunden langen Fahrt hielt der Nachen still, und Hamar fühlte sich abermals ergriffen, und an das Ufer getragen. Jetzt schloß ihn das weibliche Wesen, das sich im Schiffe so sehr um ihn interessirt hatte, mit stürmischem Feuer in die Arme, und man schob ihn aus einer langen Umarmung in einen Wagen, wohin zwei Begleiter ihm folgten, mit denen er pfeilschnell davon fuhr. Erschöpft sank nach ein Paar Stnnden der Jüngling in einen sanften Schlaf. Als er erwachte, hielt der Wagen still, und man brachte ihn über einige Treppen in ein Zimmer, wo man ihn entfesselte, und Mund und Augen entband.

Das Zimmer, in welchem sich Hamar befand, war nichts weniger, als ein abschreckender Kerker, wohin er gebracht zu werden befürchtet hatte. Es war ein sehr niedlicher, reich möblirter Salon im neuesten Geschmacke geziert. Die Läden waren verschlossen, und einige Lichter erhellten den Ort. Der Jüngling vermochte nicht zu bestimmen, ob es Tag oder Nacht war, da er nicht wußte, wie lange er im Wagen geschlafen habe; noch weniger, wo er sich befände. Er durchsuchte seine Taschen, und fand sich unberaubt. Nichts konnte ihn über seine Lage und die Bestimmung, die man ihm zu geben vorhatte, belehren; daß er von Werbern aufgefangen sey und unter irgend ein Truppenkorps gebracht

werden solle, blieb seine letzte, wahrscheinlichste Vermuthung.

Ein niedliches Mädchen brachte ihm ein ausgesuchtes Mahl mit leckrem Weine.... Fruchtlos suchte Hamar von demselben Aufklärung zu erhalten, das Mädchen schien ohne Sprache und Gehör zu seyn. Er genoß von denen ihm vorgesetzten Gerichten, den Wein ließ er ohnberührt. Der Versuch, aus dem Zimmer zu gehen, blieb fruchtlos, er fand die Thüre von außen verschlossen.

Gegen zwölf Stunden mogte Hamar sich hier befunden haben, als seine vorigen Begleiter eintraten. Sie versicherten ihn, daß er nicht das mindeste Arge zu befürchten habe, daß er an einen Ort gebracht werden würde, wo es ihm recht gut gehen, und daß er nach einigen Wochen seine volle Freiheit wieder erhalten werde, von der er aber alsdann, wie man sich überzeugt halte, keinen Gebrauch werde machen wollen. Beide beschwuren unaufgefodert diese Versicherungen mit einem sehr feierlichen Eide, und machten zur einzigen Bedingung derselben, daß Hamar keine Widersetzlichkeit zeige. Sie versprachen auf diesen Fall ihm den Mund nicht zu verstopfen, und selbst ihm, da wo es sich nur immer thun lasse, die Binde von den Augen abzunehmen; im Falle aber, daß er sich widersetze, hängten sie die Dro-

hung an, ihn wie zuvor zu knebeln und zu binden, ja sie könnten ihm dann selbst weder für Mißhandlungen noch sogar für sein Leben bürgen. Hamar gab das Versprechen sich ruhig zu halten und ward mit verbundenen Augen zu dem Wagen gebracht, der mit oft abgewechselten Pferden die Reise äusserst schnell fortsetzte.

Gegen zwei Tage und eben so viele Nächte brachte, seiner Rechnung nach, Hamar in dem dicht verschloßnen Wagen zu, der immer mit gleicher Schnelle durch oft abgewechselte Pferde weiter gebracht ward, ohne daß derselbe je länger als ein paar Minuten anhielt und ohne daß gestattet ward, denselben auch nur ein einzigesmal zu verlassen. Höchst elend und ermattet, so daß er sich fast außer Stande befand, weiter zu reisen, ließ man ihn endlich im innern Hofe eines großen Gebäudes absteigen. — Dies schien das Ziel der Reise zu seyn, denn man hörte auf, den Jüngling mit der vorsichtigen Strenge zu behandlen, mit der man ihn auf der ganzen Reise behandelt hatte. Man bemerkte ihm, daß er hier volle Bequemlichkeit und Ruhe finden werde, daß alles, was er verlangen werde, zu seinen Diensten bereit sey, daß er frei und ungehindert in dem Schlosse und dessen Gärten umherwandeln dürfe, nur dasselbe zu verlassen, sey ihm nicht gestattet.

Hamar benutzte diese Freiheit auf der Stelle. Der ganze Vorgang und die Lage, in welcher er sich befand, waren zu sonderbar, als daß er nicht auf der Stelle sich hätte bemühen sollen, seine Neugierde zu befriedigen. Man hatte ihm eine Reihe Zimmer angewiesen; deren Möblirung eben so geschmackvoll als prächtig war. Zwei Bedienten in reicher Livree versicherten ihn, daß die Anweisung, ihn zu bedienen und seine Befehle zu erfüllen, sie glücklich mache. Eine auserlesene Bibliothek fand sich in einem der Kabinette, welche man ihm angewiesen hatte, und eine Sammlung vortrefflicher Gemälde schmückte zwei andere. Der Aussicht zufolge lag das Schloß, in welchem er sich jetzt befand auf der Spize eines hohen Berges; vor demselben ein lachendes Thal von nackten Felsen umschlossen und gleichsam versteckt, hinter ihm in mässiger Abstufung, ein dichter Buchenwald, über welchem das Auge sich verlor. Die Gärten, welche an dasselbe stießen, waren groß, schattig und prachtvoll, halb im englischen, halb im französischen Geschmacke angelegt. Ein tiefer mit Wasser ausgefüllter Graben umfloß Haus und Gärten, zu denen ein einziges mit einer Zugbrücke versehenes Thor führte, welches Hamar stets verschlossen fand. Sechs männliche Bediente, wovon einer eine Art von Castellan vorzustellen schien, und einige Weiber waren die Bewohner dessel-

ben, zu Wartung des Hauses und der Gärten bestimmt. Man schien den Jüngling aufmerksam und rastlos zu beobachten, und ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen, ohne gleichwohl ihn Zwang fühlen lassen zu wollen. Etwas näheres konnte derselbe von niemand erfahren; bei der großen Gefälligkeit und Verehrung, die alle ihm bezeugten, waren alle stumm auf die Fragen, die er desfalls an sie that, und alle schienen zu klug zu seyn, um ausgeforscht werden zu können. Hamar blieb immer ungewiß, wo er sich befände und wozu man ihn bestimmt habe.

Wir wollen Hamarn in seinem glänzenden Gefängnisse einige Zeit verlassen, und zu einer Person übergehen, welche nach demselben die Hauptperson in der Geschichte ist.

In dem Dorfe am Rheine, in welchem Hamar, wie wir gehört haben, einige Zeit der Natur und den Wissenschaften lebte, wohnte, und zwar dem Zimmer des jungen Menschen so gerade gegen über, daß sie aus ihren Fenstern dasselbe ganz durchschauen konnte, in einem prächtigen Pallaste diesen Sommer über die Wittwe von Willmer. Sie war die Wittwe eines Kaufmanns, der vor 46 Jahren mit funfzehn Thalern angefangen hatte, und bei seinem Tode zwei Tonnen Goldes hinterließ. Sie war die Tochter eines angesehenen, obgleich wenig begüterten Landadli-

chen aus einer der ältesten Familien in P........ In ihrem 16ten Jahre war sie dem väterlichen Hause mit einem Bedienten ihres Vaters entflohen, der sie nach einem halben Jahre in Paris verließ.

Charlotte von R.... war bereits zu sehr durch ihren Verführer mit der Niedrigkeit vertraut gemacht worden, um hierdurch verlegen zu werden. Sie fand bald einträgliche Geschäfte als Freudenmädchen im Palais Royal, und lebte mehrere Jahre von diesem Gewerbe auf einem ziemlich glänzenden Fuße. Die schändliche und gefährliche Krankheit, welche dieses Gewerbe gewöhnlich zur Folge hat, unterbrach diese Laufbahn. Während der Heilung derselben kam Karoline zur Ueberlegung; sie fühlte Reue über ihren bisherigen Wandel, und bat in einem rührenden Briefe — ihren Vater um Verzeihung, Unterstützung und Wiederaufnahme. Der Vater, ein ahnenstolzer, hartherziger Mann, antwortete mit empörender Härte, und drohte ihr, wenn sie je es wagen würde, ihm unter die Augen zu treten, sie die ganze Wuth seiner Rache fühlen zu lassen. Charlotte kannte ihren Vater zu gut, als daß sie es nun noch gewagt hätte, zu demselben zurückzukehren, und da sie wirklich einen augenblicklichen Abscheu an der Wollust hatte, weil die schrecklichen Folgen derselben ihr noch zu neu waren, und ihr von der Krankheit

verunstaltetes Aeußere ihr ohnehin keinen glückli- chen Erfolg versprach, wenn sie auch ihre vorige Laufbahn wieder betreten wollte, so verkaufte sie die Reste ihres Glücks, und reiste nach Mayland, der Vaterstadt ihrer Mutter, woselbst diese noch nahe Verwandten hatte.

Ein tragisches Gemälde, das sie diesen von der unnatürlichen Härte ihres Vaters machte, und ein Mährchen, welches sie ihnen von ihren bisherigen Schicksalen erzählte, verschaffte ihr bei denselben eine gute Aufnahme, und sie nahmen sich ihrer mit so viel Eifer und Güte an, daß Charlotte, welche mit ihrer Gesundheit ihre vorigen Schönheit größtentheils wieder erhalten hatte, zu einer sehr glücklichen Heirath Gelegenheit fand, und im Begriffe stand, dieselbe einzugehen, als die ihr einmal zur Natur gewordene Liederlichkeit diese, und mit ihr ihren ganzen zeitherigen Wohlstand zernichtete. — Ihr Bräutigam traf sie nur einige Tage vor der bereits bestimmten Vermählung mit einem Bedienten des Hauses in einer Lage an, welche ihn sehr bestimmt belehrte, was er nach der Trauung von derselben zu erwarten hätte. Eine gefährliche Verwundung des beglückten Nebenbuhlers durch den Dolch des eifersüchtigen Verlobten, Rückgang der Heirath und Verbannung Charlottens aus dem Hause ihrer Verwandten, waren die Folgen dieser ungelegenen Ueberraschung.

Auch jetzt ward Charlotte nicht um ihr Auskommen verlegen. Sie ergriff das vorige Gewerbe eben so sehr aus Neigung, als aus Noth. Nachdem sie sich ein Paar Jahre in den größern Städten Italiens herumgetrieben und mancherlei Schicksale erlitten hatte, führte sie ihr Glücksstern nach Albano, einem Städtchen am albanischen Gebirge, wo sie der Besitzer eines Gastwirthshauses für sich und die Gäste, welche bei ihm einkehrten, in Pacht nahm. Hier war es, wo Charlotte aus ihrer bisherigen niedrigen Laufbahn, die ohnehin mit ihren Reizen sich ihrem Ende zu nahen schien, in eine bessere versetzt ward, welche sie mochte auch noch so viele Unannehmlichkeiten haben, in jedem Falle weit glücklicher war, als sie es verdiente.

Der Zufall, der nun einmal für Charlotten ein glänzendes Schicksal bestimmt zu haben schien, führte, als kaum dieselbe einige Wochen ihre Stelle begleitet hatte, den Kaufmann Willmer auf einer Handlungsreise von Deuschland durch Italien in das Gasthaus, in welchem Charlotte ihre Anstellung hatte. Dieser getreu brachte sie ihm das Abendessen auf sein Zimmer, und gewandt in allen Künsten der Buhlerei, wußte sie denselben bald auf sich aufmerksam zu machen. Ein Paar Gläser Lacrime Christi unterstützten die Bemühungen der Dirne bei diesem sonst nichts weniger als wollüstigen Manne, und sie schenkte ihm

eine Nacht auf seinem Zimmer. Am andern Morgen spielte Charlotte, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie einen Pinsel vor sich hatte, die Rolle der gekränkten Unschuld diesmal mit so viel Natur, daß Willmer, der ausser seinen kaufmännischen Spekulationen ein sehr beschränkter Kopf war, sich wirklich überzeugt fühlte, er habe durch Hülfe des Weines, den er am Abende dem Mädchen eingeschwätzt hatte, eine Unschuld zernichtet. Da er sehr rechtliche Begriffe hierüber hatte, und sich in Charlotten wirklich verliebt fühlte, von der er am Abende zuvor schon erfahren hatte, daß sie eine Deutsche sey, so fieng er jetzt damit an, dieselbe von seinen Verhältnissen zu unterrichten, und endete damit, daß er Charlotten durch eine Heirath wieder gut zu machen beschloß, was er, seiner Meinung nach, übel gemacht hatte.

Dies lautete nun höher, als Charlotte gestimmt hatte. Sie hatte durch ihre Rolle blos einen höhern Lohn zu erhalten beabsichtet, das Anerbieten des Kaufmanns hatte sie nicht erwartet. Sie ergriff mit beiden Händen eine Gelegenheit zu einer so anständigen und sogar glänzenden Versorgung, die sie nicht mehr erwartet hatte, und noch am nämlichen Tage ward sie demselben angetraut, da sie es nicht wagen durfte, das Eisen, welches sie schmieden wollte, kälter werden zu lassen, weil sonst leicht der

Bräutigam Entdeckungen machen konnte, welche die ganze Sache sicher rückgängig gemacht haben würden.

Der Kaufmann Willmer war ein Mann, der zwar seine 48 Jahre schon durchlebt hatte, aber an Rüstigkeit und Körperkraft einem Jünglinge von 20 nicht nachstand. Als Sohn eines sehr armen Vaters, der sich mit Lasttragen ernährte, hatte er bis in sein 32stes Jahr das Gewerbe seines Vaters getrieben, und war so arm gewesen, daß er es nicht einmal gewagt hatte, eine Frau zu nehmen, weil er es unmöglich fand, Kinder zu ernähren. In seinem zwei und dreißigsten Jahre hatte ihn eine zu große Last, welche er wegzubringen übernahm, schadhaft gemacht; ein junger Wundarzt, der sich in der Heilung der Leibesschäden üben wollte, hatte ihn durch das Versprechen einer Belohnung bewogen, ihm zum Experimente zu dienen, und als die Operation glücklich von statten gieng und er denselben in einigen Wochen ziemlich glücklich hergestellt hatte, ihm die stipulirte Belohnung von 15 Thalern richtig ausbezahlt.

Diese kleine Summe, welche Willmer in jeder Hinsicht sauer unter den Bistouris seines Peinigers verdient hatte, ward der Saame zu zwei Millionen. Willmer fieng damit an, daß er für dies Geld Feuerschwamm, Hemdeknöpfe und dergleichen Kleinigkeiten einkaufte, erweiterte, da

das Glück ihn begünstigte, immer seinen Handel und in 10 Jahren war er schon Besitzer einer beträchtlichen Kattunfabrik. Nie verlassen vom Glücke und bei einer mäßigen Lebensart in allen Spekulationen glücklich, war Willmer in seinem 48 Jahre schon Besitzer einer halben Million, als er Charlotten heurathete. Uebrigens war er ein Schlag von einem Manne, wie gerade Charlotte sich ihn wünschte. Unbekannt durch sein ganzes Leben mit den Weibern, mit denen er nie Umgang gepflogen hatte, war er eben so unbekannt mit allen Koketterien und Ausschweifungen, hat bei einer großen Portion Eigensinn das beste Herz von der Welt, war ein eben so argloser Mensch als beschränkter Kopf, und verlebte seine Tage auf seinem Comptoir und unter seinen Arbeiten, ohne sich weiter um die Lebensweise seines Weibes zu bekümmern, welches bei aller eignen Unabhängigkeit den guten Kaufmann im eigentlichsten Verstande despotisirte, der mit dem Feuer eines siebenzehnjährigen Jünglings sie liebte.

Nach 26 Jahren starb Willmer als 72jähriger Greis und hinterließ sein Vermögen, das man auf zwei Millionen Thaler schätzte, Charlotten, die er in seinem Testamente zur unbeschränkten Erbin desselben einsetzte.

Charlotte, von Geburt und Temperament eine Halbitalienerin fühlte sich nicht sobald von

der Art vom Zwange erlößt, in dem sie bisher gelebt und den sie der Sage nach schon zu Lebzeiten ihres Ehegatten oft genug abgeschüttelt hatte, und im Besitze eines ungeheuren Vermögens, als sie anfieng ihr Leben nach ihrer Weise zu genießen. Sie war bei dem Absterben ihres Ehemannes, der jetzt bereits drei Jahre tod war, zwar schon 53 Jahren alt gewesen, und ihr Körper und Gesundheit von den Sünden ihrer Jugend erschlappt, aber ihr glühendes Temperament verjüngte sie in einem gewissen Punkte um 30 Jahre, und sie konnte noch immer auf den Ruf einer schönen Matrone den vollsten Anspruch machen. Ihr Aeußres verrieth die Bacchantin, und Feuer und Lebhaftigkeit waren durch ihr Alter, ihre mannichfaltigen Erfahrungen und durch einen hellen Verstand um nichts gemäßigt. Begehrlichkeiten sprach aus ihrem glühenden, lüsternen Auge, das noch immer das bezaubernde Feuer der Jugend hatte, und ihr kochendes Blut zeigte noch immer die Röthe der Jugend auf einer Wange, welche die Zahl der Jahre und die Ausschweifungen der Vorzeit weder mit falbem Gelb bekleitet, noch auch abgedürrt hatten. Die zitternde Unschlüßigkeit des furchtsamen Alters kältete noch nicht ihr Betragen, sie hatte vielmehr einen so hohen Grad von Entschlossenheit nnd Muth, und eine so große, durch nichts zu erschütternde Festigkeit in Durchführung ihrer Plane, daß sie, mehr als irgend ein andrer weibli-

licher Charakter die Behauptung jenes Psycholo-
gen rechtfertigt, der den Weibern dieser Art eine
unbiegsamere Festigkeit, als den Männern bei-
legt und behauptet, daß, wäre ein Wechsel der
Geschlechter, oder doch der Rollen, in welche
dieselbe durch die Convention eingewiesen sind,
möglich, die weibliche Coquette ein Held gewor-
den seyn würde, dessen Ehrgeiz und Charakter-
stärke eine rühmliche Carriere durchflogen seyn
würden.

Fama mag Charlottens Betragen um ein merk-
liches verunstaltet haben, doch ist es gewiß, daß
sie sich immer die schönsten männlichen Bedienten
hielt, baumstarke vielversprechende Kerls, die
nach einigen Wochen reichlich bezahlt, aber als
Scelette ihr Haus verließen, und daß manche jun-
ge Männer von gleichen Qualitäten beträchtliche
Summen von ihr erhalten hatten. — Dabei stand
sie in dem Rufe einer Beate, baute Kirchen und
stiftete Hospitäler, und man hielt sich überzeugt,
daß die Jesuiten, welche auch für ihre Kuppler
galten, und von denen sehr oft junge Patres in
ihrem Hause wohnten, und nach einiger Zeit mit
leichenartigen Gesichtern in ihr Kloster zurückkehr-
ten, ihre Erben seyn, und durch ihre Reichthü-
mer die Schätze vermehren würden, welche Loyo-
las Söhne durch so mancherlei Mittel seit Jahr-
hunderten aufgehäuft hatte.

Gewöhnt, nie länger als einige Monate an einer Stelle zu bleiben, um ihre Scandale minder auffallend werden zu lassen und um das Vergnügen der Abwechslung zu genießen, reiste Madame Willmer stets auf ihren vielen Güthern umher, und pflegte auf keinem derselben länger als ein paar Monate zu verweilen: Diesmal hatte sie das Guth besucht, welches sie in dem Dorfe besaß, in welchem Hamar sich angesiedelt hatte und welches durch seine reizende Lage und die geschmackvolle Pracht seiner Einrichtung eines der schönsten war, welches der reiche Willmer besessen hatte. Hamar besuchte fast täglich den schönen Park, der an das Schloß der Wittwe stieß, war daher von derselben gleich anfangs bemerkt, und da sie ihn, wie wir gehört haben, von ihrem Fenster in seinem eignen Zimmer beobachten konnte, sehr bald ausgezeichnet worden. Hamar war ein blühender Jüngling; seine eingezogene Lebensart und sein regelmäßiger, keuscher Wandel hatten seiner schönen männlichen Form das blühendste Ansehen unverdorbener Mannskraft erhalten, und Charlotte, die sich auf so etwas verstand, hatte daher den schönen Jüngling, der sie zu so großen Erwartungen zu berechtigen schien, sehr bald zum Gegenstande ihrer Lüsternheit gemacht.

Hamar war keusch aus Grundsätzen und mit Strenge; sein Hauswirth hatte ihm von der Wittwe Willmer ein Bild entworfen, das ihn mit Ab-

scheu gegen dieselbe erfüllte, und er vermied daher mit Aengstlichkeit, mit einer Person zusammenzutreffen, die er so sehr verachtete. Alle Bemühungen Charloteens, sich des jungen Menschen zu versichern, strandeten an dessen Eigensinne, wie sie es nannte, und wenn ja dieselbe nach einer Menge muthvoller und fast immer mislungener Versuche mit demselben zusammen traf, dann behandelte er sie höchstens mit höflicher zurückstoßender Kälte, meistens mit einer Verachtung, die von seinem sonst stets feinen und gebildeten Betragen äußerst abstach, und sich nur mit dem hohen Grade von tugendhafter Schwärmerei entschuldigen lies, welche ihm eigen war.

Grade dies zurückestoßende Benehmen schärfte täglich mehr Charlottens Leidenschaft. Sie war nicht gewohnt, sich zurückgewiesen zu sehen, die tägliche, stündliche Beobachtung eines liebenswürdigen Jünglings erhöhte ihre Lüsternheit, und das ungewöhnliche Betragen desselben den Reitz einer Eroberung, die sie ungewöhnlich und selten nennen konnte. Sie verdoppelte ihre Bemühungen; und da der Erfolg der nämliche blieb, so fühlte sich die Wittwe jetzt noch im Winter ihres Lebens — vielleicht zum erstenmale — verliebt.

Charlottens Temperament machte ihr es unmöglich, ihre Leidenschaft zu besiegen; sie kannte sich selbst so gut, daß sie es nicht einmal ver-

suchte, mit derselben zu ringen. Auch war sie das Weib nicht, welches dem Schicksale nachzugeben verstanden hätte. Im Tumulte ihrer Leidenschaft wollte sie jetzt sich selbst Bande auflegen, die sie sonst immer verabscheut, oft genug laut verspottet hatte, sie lies dem Jünglinge ihre Hand und mit dieser ihr ganzes Vermögen nach ihrem Tode anbieten, und sah auch hier ihre Erwartung an Hamars fester uneigennütziger Tugend scheitern.

Aufs äusserste hierdurch gebracht, schrieb sie es sich selbst vor, ungewöhnliche Mittel anwenden zu müssen, um ihren Entzweck zu erreichen. So ergriff sie die allerdings unzweckmäßige Maasregel, den Jüngling entführen zu lassen.

Schon seit einigen Wochen umlagerten Charlottens Kundschafter Hamarn und beobachteten jeden seiner Schritte, um eine zu ihrer Absicht günstige Gelegenheit zu benutzen. An dem Abende der Entführung zeigte sich diese und wir haben gesehen, daß sie dieselbe nicht entschlüpfen ließen. Die Wittwe war hierbei selbst zugegen, indem sie mit einigen vertrauten Bedienten, die sie zu diesem Zwecke gewonnen hatte, in der Kapelle vor dem Dorfe den Jüngling erwartete und die ganze Veranstaltung leitete. Sie war es, die den Jüngling im Schiffe in den Armen hielt und ihn, als er in den Wagen gebracht ward, stürmisch umschlang. Die Reise gieng an die italienische Grenze, wo in den Gebürgen Piemonts

Charlotte das Schloß besaß, in welchem wir Hamarn verlassen haben. Die verschmitzten Begleiter des Jünglings leiteten die Reise mit außerordentlicher Vorsicht und List, man vermied alle Städte und sogar soviel möglich die Orte; ein vorausgeschickter Einverstandner bestellte zum voraus da, wo es nöthig war, die Pferde, mit denen man, vermittelst ansehnlicher Trinkgelder, mit Pfeilschnelle den weiten Weg zurücklegte, indem man nur ein einzigesmal rastete, weil nur eins der Willmerischen Landhäußer am Wege lag, und weil man nirgends, als in diesem, mit Sicherheit rasten zu können glaubte.

Charlotte war von ihrer Leidenschaft so sehr erblindet worden, daß sie die Unzweckmäßigkeit übersah, welche in dem von ihr erwählten Mittel lag, und in dem sonderbaren Zustande zwischen Liebe und Haß, in welchem sie sich befand, hatte sie sich vorgenommen, den Jüngling zur Liebe zwingen zu wollen. Daß dies Mittel weniger helfen würde, als irgend ein anderes, fiel ihr nicht ein.

Dem von ihr ertheilten Befehle zufolge lebte Hamar an dem Orte seiner Entführung ein üppiges Leben, und nichts fehlte ihm als die vollständige Freiheit, sich zu entfernen, die er sonst augenblicklich benutzt haben würde. Nach acht Tagen der Ruhe und der Erholung, erschien endlich die Witwe selbst, und durch sie

erst erhielt Hamar die Aufklärung über sein Schicksal, welche er bisher fruchtlos zu erhalten gesucht hatte. Charlotte nahm keinen Anstand, ihm Anträge zu thun, wie sie kaum Messaline mit größerer Schändlichkeit zu thun die Frechheit gehabt haben würde. Versprechungen und Drohungen aller Art erschöpfte das geile Weib; umsonst verschwendete sie alle bluterhitzenden Mittel, ohne Würkung war der Anblick wollüstiger Gemälde in des Jünglings Zimmer aufgestellt, fruchtlos alle Versuche, seine Wollust zu erregen, seine Gewinnsucht zu bestechen; — Hamar blieb tugendhaft, und täglich mehrte sich der Abscheu, den dies schändliche Weib ihm eingeflößt hatte.

Charlotte war der Wuth nahe. Ihre verschmähte Liebe gieng immer mehr in Haß über; sie glaubte sich selbst Genugthuung schuldig zu seyn, und gieng so immer mehr zu Extremen über, welche sie stets weiter von ihrem Ziele entfernten. Sie ließ den Jüngling in ein finstres, enges Gewölbe sperren, von aller Gemächlichkeit entblößt; hier waren elende Speisen seine Nahrung, und hier sollte er so lange eingesperrt bleiben, bis er sich entschließen würde, Charlottens Liebe nur einen einzigen Tag lang zu befriedigen, nach dessen Umlaufe man ihn, nach geleistetem Eide der Verschwiegenheit, reichlich beschenkt, zu entlassen versprach.

Auch dieser Versuchung widerstand der heldenmüthige Jüngling, der einen Stolz darin fand, Martirer der Tugend zu werden.

Fast sechs Wochen lang schmachtete der Bedaurungswürdige hier, täglich neuen Insulten ausgesetzt, welche Charlotte, mit jedem Tage wüthender, ihm bereitete, in der Hoffnung, daß diese seinen Entschluß nach ihren Wünschen bestimmen würden. Ausser ihr selbst und einer ihrer Zofen, welche ihm das Essen brachte, sah er kein menschliches Wesen. Diese Zofe, Charlottens Vertraute, auf welche diese unbeschränktes Zutrauen setzte, war indessen bestimmt, den edlen Jüngling aus seiner unglücklichen Lage zu erlösen.

Hamars edles, heldenmüthiges Betragen, vereint mit seiner glücklichen Gestalt, gewann demselben zuerst Hannchens Mitleid und bald ihre Liebe. Hanne war ein braves Mädchen, aus Zwang und Armuth die Dienerin ihrer reichen Gebieterin, die ihre Bedienten reichlich bezahlte, gut hielt und den weiblichen Theil derselben nicht mißbrauchte. Da sie die einzige war, welche dem Gefangnen sich nähern durfte, und ihre erwachende Liebe zu demselben sie die empfindlichste Seite seines Herzens finden ließ, da sie ihm Trost und Hoffnung zur Erlösung gab, so entspann sich bald ein Verständniß unter beiden, und Hamar versprach ihr, daß sie, würde sie ihn retten; die Seine werden sollte. Hannchen

dagegen übernahm das Wagestück, ihn zu retten.

Durch sie erfuhr der Jüngling zuerst, daß er sich in Italien befinde, denn bis jetzt hatte er diese Entdeckung noch nicht machen können; durch ihre Hülfe ward er frei. Sie verschaffte ihm eine Feile, die Stäbe zu zerschneiden, welche das Fenster seines Gefängnisses vergitterten, und ein Seil, sich durch dasselbe hinabzulassen. Noch mußte unten Hamar den Sumpf durchwaden, der den das Schloß umziehenden Graben füllte, und er befand sich dann im Freien.

Alles gelang nach Wunsch in einer sternlosen Nacht, und Hamar eilte zu den Gerichten des ersten Ortes, auf welches der ihm unbekannte Weg ihn führte, diesen die Sache anzuzeigen und genugthuende Gerechtigkeit zu fordern. Die Wittwe Willmer war zu angesehen und mächtig, und der ganze Vorgang zu sonderbar und auffallend, als daß die Gerichten auf die bloße unbegründete Anzeige eines unbekannten Fremden gegen dieselbe strengere Maasregeln hätten ergreifen sollen. Sie berichteten daher den Vorgang an den königlichen Statthalter, der in einer entfernten Gegend sich auf seinem Landgute befand; bis zur Ankunft der Entscheidung desselben mußte der Jüngling in einem anständigen Arreste zurückblieben.

Diese Entscheidung verzögerte sich fast auf vier Wochen. Die Wittwe durch Hamars Flucht zur Raserei gebracht, hatte demselben überall nachsetzen lassen; ihre Spürer schlugen jedoch fast alle den Weg nach Deutschland ein, weil es am wahrscheinlichsten war, daß der Jüngling dahin geflohen sey. Nach einiger Zeit erhielt sie jedoch Nachricht, wo derselbe sich dermal befinde und daß er gegen sie Klage erhoben habe. Sie eilte daher nach Deutschland zurücke; die Befehle des Statthalters, sie aufzusuchen, kamen zu spät.

Die Gerichten vernahmen nun noch die Aussagen derjenigen, welche sie in Charlottens Schlosse fanden, und schickten mehrere Abschriften derselben an die Regierungen jener Länder in Deutschland, wo, wie man wußte, diese Güther besaß.

Hieran hatte Charlotte nicht gedacht, denn sie befand sich sehr ruhig auf ihrem Gute im .....schen, als die dortigen Gerichten nach den erhaltenen Steckbriefen sie verhafteten. Sie gab die ganze Geschichte bei denen mit ihr angestellten Verhören für einen Scherz aus, und stellte sich höchlich verwundert, daß man dieselbe von einer so ernsthaften Seite nähme, und sie deshalb gar gefangen gesetzt habe. — Die Gerichten ließen indessen Hamarn kommen, und durch diesen erhielt die Wahrheit ihre Rechte, und Charlotte war gezwungen, ihre Schande einzubekennen.

Die Akten wurden an eine Universität geschickt, um das Urtheil von derselben einzuholen. Da, wie wir im Eingange angeführt haben, die peinlichen Gesetze über diesen Fall nichts bestimmen, so veranlaßte dieser Vorgang einen ungeheuren Streit der Rechtsgelehrten, an welchem mehrere Universitäten, denen, um mehr Bestimmtheit zu erhalten, die Akten nach und nach zugeschickt wurden, Antheil nahmen, und noch war die Sache bei weitem nicht ausgemacht, als nach zwei Jahren Charlotte im Gefängnisse starb. Ihre Mitbetheiligten an der Entführung wurden zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, Hamar erhielt für die erstandenen Leiden 4000 Rthl. zur Entschädigung aus dem Rücklasse der Wittwe, und heirathete bereits vor Ausgange des Rechtsstreits seine Retterin Hannchen. Lange noch sprach man von der Verlegenheit der Gesetze, bis endlich die Geschichte vergessen ward, deren Andenken wieder zu erneuern wir uns hier bemühet haben.

Paulina.

Nach dem Französischen der Semaines critiques 7. August 1797 und den Musageten 1. Stück.

Keine grosse Begebenheit ist wohl reicher an sonderbaren Auftritten, als die französischer Revolution. So wie diese Umwälzung des Staats und des gewöhnlichen Ganges der Dinge den Leidenschaften größern freien Spielraum gab, so sah man hierdurch Erfolge entstehen, welche bei dem gewöhnlichen Gleise der Dinge wohl schwerlich je — oder doch gewiß nicht in so gedrängter Zusammenhäufung — sich entwickeln konnten. — Im großen Tumulte der allgemeinen Erschütterung konnte der Beobachter, zerstreut durch die Mannichfaltigkeit der ihn umgebenden Gegenstände, nur auf jene seinen Blick mit Aufmerksamkeit heften, deren Größe denselben vor den übrigen auf sich zog, die kleinern giengen seinem Blick verloren. Indessen sind doch dieselben eben

so interessant als wichtig; wichtig vorzüglich dadurch, weil ihre Zusammenstellung der Stoff wird, aus dem wir eigentlich einzig richtig den Geist der Zeit und die Einwürkung der großen Begebenheit selbst, von welcher sie Folgen sind, auf die Generation schließen können, weil diese Zusammenstellung einzig uns berechtigt, auf den Charakter des Volkes zu schließen, welches jetzt seine Rolle spielt, und weil diese eigentlich allein es sind welche diesen Charakter darstellen und ausdrücken. Es ist darum doppelter Schade, daß dieselben im allgemeinen Geräusche der Dinge unbemerkt untergehen, und es wäre zu wünschen, daß jeder, der es vermag, sich aufgefodert fühlte zur Mittheilung einzler Begebenheiten nach Kräften beizutragen. — Wir, die wir blos die Unterhaltung des Publikums zum Zwecke haben, werden, indem wir diese zu befriedigen trachten, zugleich jenen Zweck dadurch zu erreichen suchen, daß wir mehrere dergleichen Begebenheiten, die in jener großen Ereigniß ihren Stoff haben, mittheilen; dieselben mögen nun — wie das leider! meist der Fall ist — tragischen Gehalts oder komisch seyn, wie die gegenwärtige, die in jeder Hinsicht so lustig als moralisch ist.

Vor etwa 17 Jahren entführte ein Bösewicht, den wir Rambour nennen wollen, weil die Geschichte seinen Namen der Schandsäule vorenthalten hat, die Tochter des Postmeisters Sainteur bei Ypern. Pauline war damals erst zehen Jah-

re alt, aber ihre Bildung versprach eine vollendete Schönheit, so wie die Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihre Munterkeit und Naivetät, und ihre Ausbildung, an welcher ihr Vater bisher nichts gespart hatte, sie schon jetzt zur angenehmen Gesellschafterin machten, und von dieser Seite noch weit mehr versprachen. Rambour, der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Nancy, seit drei Jahren Herr eines unermeßlichen Vermögens, welches er in dieser Zeit schon weit über die Hälfte geschmolzen hatte, einer von denen Menschen, die durch Exzesse aller Art Körper und Seele verwüsten, in mancher Hinsicht schon damals in seinem 21. Jahre Greis, sonst ein unbedeutender Mensch, sah das vielversprechende Geschöpf bei einer Durchreise durch den Wohnort ihres Vaters mit der Bizarrerie, welche nach und nach dem Geschmacke aller abgestumpften Wollüstlinge eigen wird, welche sich in sinnlichen Genüssen erschöpft, und daraus Ekel geschöpft haben, verliebte er sich in das unreife Mädchen, das noch mehr Kind als Mädchen war, und entführte dasselbe ihrem Vater, ob mehr durch Verführung, oder Zwang, giebt der Gewährsmann unserer Geschichte nicht an. Vergebens wendete der Postmeister alles an, sein verlornes Kind wieder zu erhalten; der Räuber hatte seine Maasregeln so gut genommen, daß es gar nicht entdeckt ward, daß der Raub durch ihn verübt worden, und da der Vater des Mädchens auch nicht die entfernteste Spur des

begangenen Raubes auffand, so war es ihm nun da weniger möglich, denselben ausfindig zu machen.

Rambour führte seine Beute nach Paris, von dort schleppte er sie einige Zeit in dem südlichen Frankreich, welches er bereiste, umher, und brachte sie dann wieder nach Paris, wo er sich auf eine Weise derselben entledigte, welche jener, auf welche er solche erhalten hatte, ähnlich war. Als nämlich Paulina einst des Morgens aufstand, vermißte sie ihren Entführer, und als sie unten wegen demselben nachfragte, war man sehr erstaunt, sie noch hier zu sehen, weil Rambour schon vor Anbruch des Tages Paris mit Extrapost verlassen hatte.

Der Bösewicht war wirklich fort, und das Jammern des verwaisten Geschöpfs, das sich in dieser großen Stadt ohne alle Bekanntschaft und von allen verlassen fand, schien nur wenig Eindruck auf den fühllosen Aubergisten und seine eben so fühllosen Hausgenossen zu machen, welche sich mit ihren gewöhnlichen Verrichtungen beschäftigten, ohne die Thränen der Unglücklichen zu bemerken, und ohne ihren Jammer zu hören. Unglücklicherweise wuste Paulina nicht einmal genau den Namen des Orts, wo ihr Vater wohnte, und niemand konnte den Postmeister Saintour, welchem sie anzugehören vorgab.

Zum Glücke für Paulinen wohnte dem Gasthause, in welchem Rambour sie verlassen hatte,

gegenüber eine bejahrte Wittwe von Stande. Diese, als sie von ihren Leuten die so eben bekannt gewordene Geschichte bei dem Frühstücke vernahm, interessirte sich um den Gegenstand, welcher in derselben die Hauptrolle spielte. Sie ließ Paulinen zu sich bringen, wahrscheinlich blos in der Absicht, um ihre Neugierde zu befriedigen, um aus dem Munde der seltnen Unglücklichen ihre sonderbare Geschichte zu vernehmen, und sie dann etwa mit einem kleinen Geschenke und vielem guten Rathe zu entlassen, wie es die Menschen gewöhnlich Unglücklichen zu geben pflegen, wenn die Erzählung ihres Unglücks ihre Neugierde befriedigt hat.

Paulina erzählte der Wißbegierigen ihre unglückliche Geschichte mit der liebenswürdigen Naivetät, welche ihrem Alter — und der Grazie, welche ihrer Person eigen war. Als sie geendet, warf sie sich zu den Füßen der Dame, und bat so rührend um ihre Hülfe, daß diese ihr dieselbe nicht versagen konnte.

Die Frau von Epernon war die sechzigjährige Wittwe eines Edelmanns, der sie bei seinem Tode in den Besitz seines sehr beträchtlichen Vermögens gesetzt hatte, welches sie jetzt in anspruchloser Ruhe genoß. Sie hatte keine Kinder, nicht einmal Verwandte, und nichts würde dieselbe gehindert haben, ihre Wohlthätigkeit über eine große Anzahl Nothleidender zu verbreiten, wenn nicht ihr Geiz noch größer gewesen wäre.

als ihre wirklich unbestreitbare Herzensgüte. Ohne Aufwand, nur mit einer Kammerfrau und zwei Bedienten, lebte sie einfach und beschränkt im Besitze von einer Tonne Goldes, welche sie täglich zu vermehren zweckte, um den fromm phantastischen Plan auszuführen, einst von ihrem Reichthume eine milde Stiftung anzulegen, welche ihren Namen wenigstens bei den Tagdieben verewigen sollte, die durch dieselbe in den Stand kommen sollten, faullenzen zu können. — Es war eine gemeine Seele, weder gut, noch schlimm, Sklavin ihrer augenblicklichen Einfälle, ihrer Leidenschaften und einseitigen Begriffe, ein schwaches, stets von andern abhängiges Weib.

Diese Matrone unterlag auch diesmal einer augenblicklichen Rührung, welche bei der rührenden Erzählung Paulinens sich ihrer bemächtigte. Sie versprach mit enthusiastischem Eifer, sich der Hülflosen anzunehmen und sie nie zu verlassen, und fühlte nach drei Stunden, wie ihr das bei allen ihren regellosen Anwandlungen, den bloßen Aufwallungen einer fliegenden Hitze, stets geschah, schon die lebhafteste Reue wegen dieses Versprechens, welches sie mit einem Kostgänger mehr belästigte. — So früh zurückzugehen und sich des Mädchens sogleich wieder zu entledigen, dessen sich anzunehmen, sie eben erst mit so vielem Eifer versprochen hatte, konnte sie gleichwohl nicht, und in diesem Zwange ward Pauline von

ihr der Kammerfrau zur Hülfe beigeordnet, um auf diese Art von derselben doch wenigstens einigen Nutzen zu ziehen.

Paulinens schöne Bildung, die sich täglich mehr entwickelte, ihre natürliche Grazie, ihr Verstand, ihre einschmeichlende Gefälligkeit verschaften ihr bald das Wohlwollen ihrer Wohlthäterin. Pauline war eine kleine Schmeichlerin, kannte die Launen ihter Gebieterin und wuste sich in dieselben zu schmiegen, und bald schenkte ihr dieselbe ihre Zuneigung, die sich täglich verstärkte, und die endlich in die Zärtlichkeit einer Mutter übergieng. Madame d'Eperon gewöhnte sich nach und nach an den Gedanken, daß Pauline ihr die Lücke ausfüllen könne, welche das Schicksal ihr gelassen, indem es ihr Kinder versagt hatte, und daß ihr hier wohl herzlicher für ihre Wohlthaten gedankt werden würde, als von den Bettlern, deren Indolenz sie durch eine Stiftung zu erhalten sich vorgenommen hatte. Pauline erhielt nun eine moderne Erziehung. Man bildete ihr Aeußeres aus, und gab ihr den Firniß der Mode. Sie entsprach den Bemühungen, die man auf sie verwendete, und ward eine Coquette des gewöhnlichen Schlags, mit einer glänzenden Aussenseite, einem nicht bösen Herzen, großem Verstande, aber mittlerer nicht fester Moralität; eine leichtsinnige Thörin,

die die Huldigung des Universums in Anspruch nimmt.

Als bestimmte Erbin der reichen Frau von Eperon spielte Pauline eine glänzende Rolle. Die Liebhaber drängten sich, von Paulinen nach dem Eigensinn ihrer Laune und dem Grundsatze gemäß behandelt, so lange ihre Wohlthäterin lebe, nicht zu heurathen, weil diese ausdrücklich es so verlangt hatte.

So dauerte es bis zum Jahre 1793. Die Revolution, allen kleineren Leidenschaften so ungünstig, entzog Paulinen jetzt einen Liebhaber um den andern. Die Emigration, der Krieg, die ohne Carriere des politischen Glanzes eigne mancherlei Schicksale, kurz, die alle ergreifende allgemeine Thätigkeit, welche diese große Begebenheit veranlaßte, trieb dieselbe auseinander; Pauline würde eine Rojalistin geworden seyn, wenn nicht ihr Leichtsinn sie unfähig gemacht hätte, einer Parthie anzuhangen. Aber bald ward es ärger. Die Reichthümer der Madame d'Eperon waren zu bekannt, als daß nicht dieselbe in die Revolution hätte verwickelt werden müssen. Um 12 Uhr Mittags ward Paulinens Wohlthäterin aus ihrem friedlichen Hause vor das Revolutionstribunal abgeholt, und noch war man mit der Versieglung ihrer Erbschaft, welche der Republik zufallen sollte, nicht ganz zu Ende, als schon ihr Kopf unter der Guillotine gefallen war. — Pauline blieb in dem versiegelten Hause mit ihrer

Schönheit, ihren Talenten und ihrem leichtsinnigen Herzen allein.

Aber auch sie, die man nicht versiegelt hatte, schien dazu bestimmt zu seyn, von den Braven der Republik, als Theil der Erbschaft in Anspruch genommen zu werden. Brave Leute des Ausschusses entsiegelten die Erbschaft, welche die Republick gethan hatte. Man schien Paulinen nicht zu achten, denn es war den Bürgern der Commission wohl um etwas anders zu thun. — Endlich kam sie doch zum Vorschein. Der Bürgercommissair faßte sie ins Auge, Pauline ihn. Ein Herkules der Revolution im Grenadiermaaße, buschig von Haaren und Augbraunen, mit einem ungeheuren Backenbarte und einem Haarknebel über den Lippen, der Derbheit des Knochenbaues, die den Mann der Revolution bezeichnete, und starkangedeuteten Muskeln unter den schroff anliegenden Pantalons, von 31 Jahren, mit der Vollmacht des Wohlfahrtsausschusses in der Hand, pflegt nicht blöde zu seyn. Die Bekanntschaft war bald gemacht. — Uebrigens schien es, als sollte man sich schon gesehen haben, wohl gar einander kennen. Man fragt sich, kommt zu Erklärungen, zweifelt noch. Zehn Jahr mehr auf der Stirne des Räubers, zehn Jahr mehr auf dem Busen einer Schönen, ändern sehr die Züge. — Und doch erkennt man sich endlich. Sie sind es beide; er der Verfüh-

rer, sie das verführte Mädchen, Jean Louis — jezt Achilles — Rambour und Pauline, noch immer Pauline Saintour.

Die Wiederfindung hat Intresse, und Intresse erzeugt Liebe. Ueberdem war der Mann mit den starken Lenden keine zu verachtende Parthie. Im Stande der Revolution liebte man rasche Maasregeln, und so ward man auch hier ohne viele Umstände einig. Man kannte ja einander schon, wuste bereits, was man an einander hatte. Man eilte auf das Gemeindehaus, Chaumette sprach den Segen. — Nach manchen dergleichen Geschäften ward Rambonr Lieferant. Man führte ein glänzendes Haus und ward doch Millionär. —

Rambours bisherige Schicksale waren sehr einfach gewesen. Durch unablässige Verschwendung war er mit seinem väterlichen Erbe zu Ende. Er machte Bankerutt, und zwar so ungeschickt, daß ihm gar nichts übrig blieb. Da brach die Revolution aus. Gleich Anfangs betrog er einen Emigranten um 1000 Louisd'or, welche dieser ihm anvertraut hatte. Er ward ständiger Zeuge beim Revolutionstribunal, und als Commissair bei dem Versieglungsgeschäfte gebraucht. Hier hatte er vollauf Arbeit und Erndte, und hier fand er Paulinen wieder, die ihm der Himmel nun einmal wie es schien, zur Frau bestimmt hatte.

Drei Jahre hatte das Glück des Ehepaars gedauert, da brachte das fatale System der Moderantisten Stockung in die Finanzen. Selbst das Lieferungsgeschäft hatte wenig Gedeihn, denn Rambour war ein gehaßter Jakobiner und die Parthei des Tages wollte selbst liefern. Große Contrakte waren gemacht und verunglückt, der Aufwand des Hauses kostete schöne Sümmchen. Die Gläubiger wurden unartig. Man fürchtete eine beträchtliche Lücke in der Kasse, wohl gar sich beschränken zu müssen; aber unser Held ward nicht verlegen. Als Mann von Verstand, hatte er bald seinen Plan gemacht. Er trug ihn Paulinen vor. Das Mittel, sich aus aller Verlegenheit zu retten, war leicht. Man wolle sich vor der Welt scheiden lassen; die Bürgerin fordere 800000 Livres, welche sie in die Ehe eingebracht habe, und welche von ihr empfangen zu haben, der redliche Bürger eingestehen werde. Er werde sie herausgeben müssen und würklich herausgeben. Eine so starke Herauszahlung würde ihn zu Grunde richten; er verstehe jetzt das Falliren besser. So beruhigt und mit dem Sümmchen im Trocknen solle ein neues Ehband die verstellte Scheidung aufheben. Pauline goutirte das Plänchen, das Rambour nach allen gesetzlichen Formalitäten ins Reine brachte. Alles geschah. Scheidung, Zahlung, Bankerutt, nur die Wiedervereinigung hatte Anstände, die unser Held nicht berechnet hatte.

Mit achtmalhunderttausend Livres und einer vollgültigen Scheidungsurkunde in der Hand, fand Pauline es doch ein wenig einfältig, einen Mann wiederzunehmen, mit dem sie drei Jahre gelebt hatte. Eine Menge Freier umgaben die reizende Wittwe, deren Vergleichung mit dem Jakobiner nicht zu dessen Gunsten ausfiel. Hatte er einst Paulinen verlassen, so fand sich jetzt Gelegenheit, Wiedervergeltung zu üben. Zudem liebt eine junge Frau die Mode, und jetzt waren die Jakobiner aus der Mode gekommen. Das Geld, welches Pauline jetzt besaß, reichte kaum an jenes, was ihr von der Madame d'Eperon bestimmt war, in deren Beerbung Rambour ihr zuvorgekommen war; und man fühlte so etwas von der Wahrheit des Dichters, der da singt:

Es ist kein größeres Vergnügen
Als den Betrüger zu betrügen.

Das Herz sprach in diese Raisonnements, die es wohl gar selbst veranlaßt hatte. — So ergriff man seine Parthie. Der Jakobiner ward abgewiesen; man hielt ihn den Scheidungsbrief dar, gegen dessen Gültigkeit sich nichts einwenden ließ. Fruchtlos war seine Wuth, er sah sich in seiner eignen Schlinge gefangen.

Die Freiheit, in welcher Pauline lebte, gefiel derselben, sie wünschte dies Leben fortzuleben. Aber sie hatte sich noch nicht ganz der gewöhnlichen konventionellen Begriffe entwöhnt, und fand es doch ehrenvoller unter der Firma eines Mannes sofort zu wirthschaften, als auf eigne Rechnung. Wenn sie auch stark genug gewesen wäre, dem Vorurtheile zu trotzen, so konnte sie es doch nicht ertragen, daß dies Vorurtheil sie an manchen Orten ausschließen sollte. Darum wünschte sie sich an einen bejahrten Mann zu verheurathen, der sich mehr mit ihrem Vermögen, als mit ihr selbst beschäftige, die Honneur des Hauses mache, seinen Abtritt nähme, wenn es Madame für gut fände, und der der erste ihres Gesindes — selten etwas mehr sey. Mit diesem Wunsche fand Paulinen einer von jenen Menschen, die man überall sieht, die sich in alles mischen und deren eigentliches Talent es ist, alles zu verderben. Sie hatte sich an niemand bessers wenden können. Binnen acht Tagen und noch früher hatte derselbe schon seinen Mann gefunden, den er aus der entfernten Provinz unmittelbar für seine Clientin beschrieb; noch acht Tage, und der Beschriebene ward Paulinen vorgestellt.

Es fand sich, daß er nach Wunsche ausgefallen. Schon in den funfzigen, aber am Körper eisenfest, der die bisweilen etwa eintretenden

leeren Stunden gut auszufüllen versprach, und dann schien der Mann anch geschmeidig zu seyn. Sonderbar genug, daß gleich nach den ersten Komplimenten Pauline und der Fremdling sich an einander angezogen fühlten; ein Gefühl, das beide sich nicht verständigen konnten, entwickelte sich mit jeder Minute mehr. Man verstand sich täglich besser, und schon nach einigen Tagen wurden die Präliminarien eröffnet, bei denen wirklich Paulinens Herz mitzustimmen schien. Man fragte nach der Geburt, den Beweisen des Herkommens. Pauline versprach, sie kommen zu lassen, aber sie besorgte, daß das Zeit erfordern möge, denn sie hatte den Namen ihres Geburtsorts, aus dem sie so früh entflohen war, vergessen — Dies führte zur nahern Erklärung; Pauline war offenherzig in ihrem Geständnisse. — Die Spannung des Freiers wächst mit jeder Sekunde; die Zeit der Flucht, — der Name des Vaters — — Nun da — meine Tochter! — umarme deinen Vater.

Nach dem ersten Feuer der Freude schien doch der Alte grämlich zu werden. Es war, als wenn es ihm doch lieber gewesen wäre, mit Paulinen auf eine andere Art verwandt zu werden. Endlich gesteht er, daß eigentlich die achtmalhunderttausend Livres, welche Pauline besaß, der Magnet gewesen seyen, der so kräftig ihn aus der Provinz nach Paris gezogen

habe. — Aber Saintour war als sehr reich, und als nicht geizig bekannt? — Reich war er gewesen, aber ein Schurke hatte ihn ruinirt, der ihn in einen betrügerischen Bankerott hineingezogen, und so gezwungen hatte, selbst bankerott zu werden. Und dieser Räuber war kein anderer, als — Rambour, von dem sich Pauline geschieden hatte. —

Pauline, bestimmt vom Schicksale, sich und ihren Vater an einem Nichtswürdigen zu rächen, restituirte desselben Verlust. Zum erstenmale empfand sie, daß es seligere Empfindungen gebe, als jene, welche sinnliche Genüsse gewähren. Sie kam von den Verirrungen zurück, denen sie bisher sich hingegeben hatte, und bedauerte nichts so sehr, als daß sie dies Glück nicht früher kennen gelernt hatte.

Noel Leo Morgard.

Der Prophet auf der Galleere.

Es ist gewiß, sagt Bayle, daß es kaum irgend schädlichere Menschen giebt, als Propheten. Ueberall finden sich Schwärmer oder Schwächlinge, welche in Versuchung gerathen, ihre Vorhersagungen wahr zu machen, und so durch jene zu Verbrechen geführt werden. Nie sollte daher die Polizei solche Menschen dulden, sie mögen ihre Divinationsgabe herleiten, woher sie wollen. Die meisten sind ohnehin Betrüger, nur die wenigsten Thoren und Schwärmer.

Folgende Geschichte zeigt, wie sehr Bayle recht hat, und wie wahr dessen scharfsinnige Bemerkung sey, daß sich zu einem Propheten leicht zehen Thoren und Schwärmer finden, welche es sich zum Geschäfte machen, seine Prophezeiung in Erfüllung zu bringen.

Noel Leo Morgard gab im vorletzten Jahrhunderte in Paris einen Kalender heraus, in welchem er nach dem Gebrauche seiner Zeit die Witterung vorherverkündigte; eine Abgeschmacktheit, die sich auch noch jetzt in den meisten unserer Kalender findet. Seine Witterungsanzeigen trafen zufällig mehrmal zu, und dadurch kühner gemacht, wagte er es im Jahre 1713, einige unbedeutende und vermuthlich nicht schwer vorherzusehende Dinge zu prophezeien. Diese giengen in Erfüllung, und Morgard erhielt hierdurch die Zelebrität eines Propheten.

In dem Kalender, den er für das Jahr 1714 herausgab, wagte er es, sein Prophetenwesen im Größern zu treiben. Er prophezeihte darin, daß in diesem Jahre eine große Staatsveränderung in Frankreich statt haben würde. Es werde ein weitaussehender Aufstand gegen den damals noch unmündigen Ludwig XIII. entstehen, für welchen seine Mutter als Vormünderin herrschte; die Königin Mutter würde von ihrer Höhe herabgestürzt werden, die ganze Staatsform eine Aenderung erhalten. Der Aufstand werde wenig Blut, und die ganze Umwälzung der Dinge wenig Mühe kosten, denn Gestirne und Schicksal seyen den Insurgenten günstig. Diese würden ohne Gefahr und fast ohne Widerstand ihr Werk anfangen und vollenden. Groß sey der Lohn aller, die hieran sich beantheiligen würden,

und selbst für den unbedeutendsten Dienst würde jeder über seine kühnste Erwartungen belohnt werden. Jeder ohne Unterschied würde sich bei der veränderten Form, welche der Staat erhalten würde, besser befinden. Er bezeichnete viele Große als Theilnehmer der Revolution mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen. Schwulst und schwärmerischer Unsinn verhüllte nur halb die Deutlichkeit des Vortrags, und hob die Sache noch mehr durch das geheimnißvolle Helldunkel, in welches sie dieselbe hüllte.

Am 1ten Jenner 1714 ward dieser Almanach in den Straßen von Paris feil geboten. Der Geist der Zeit, der an aller magischen und astronomischen Faselei Geschmack fand, und alles, was dies Gepräge hatte, mit Heißhunger verschlang, das Gewagte und Außerordentliche dieser Vorhersagung und die Persönlichkeiten, auf welche dieselbe sich einließ, verschaffte diesen Blättern einen ungeheuern Absatz. In weniger als drei Tagen waren bereits 18,000 Exemplare abgesetzt, und man mußte mehrmal neue Auflagen veranstalten, welche eben so reißend abgiengen.

In diesem Kalender hatte Morgard zugleich noch prophezeiht, es werde in der ersten Woche des Jenners ein blutiger Vorgang zwischen einem Vater und seinem Sohne in Paris erfolgen. Die-

ser werde letzterm das Leben kosten; und dieser tragische Vorgang werde gleichsam nur das Vorspiel der allgemeinen Bewegungen seyn, welche bald im ganzen Königreiche statt haben würden. Der Zufall ließ diese Prophezeiung in Erfüllung gehen.

Morgard hatte hierbei sich bestimmt geäussert, daß Vater und Sohn, die Helden seiner Prophezeiung, beide Militären seyn, daß das Militär sich an diesem Vorgange beantheiligen und daß es dabei zu blutigen Auftritten kommen werde.

Dies alles traf ein. Ein bejahrter Offizier, der in der Vorstadt St. Germain wohnte, erstach am 4ten Jenner seinen Sohn, den er in einer nicht mehr zweideutigen Lage mit seiner Maitresse antraf. Der Sohn war als Offiziere bei einem andern Regimente gestanden, und als die Offiziere von dem Regimente des Vaters, diesen der Gerechtigkeit zu entziehen und zu verbergen suchten, kam es zwischen ihnen und den Offizieren von dem Regimente des Sohnes, welche den Mörder ausgeliefert wissen wollten, zum Streite. Die Soldaten der beiden Regimenter, von ihren Offizieren herbeigerufen, nahmen Antheil an der Fehde ihrer Vorgesetzte; es floß Blut. Die Sache kam so weit, daß die beiden Regimenter gegen einander ausdrückten, und nicht ohne

Mühe konnte dieser zufällige Aufstand beigelegt werden.

Es läßt sich leicht denken, wie groß der Eindruck war, den diese fast buchstäbliche Erfüllung von Morgards Vorhersagung auf das Publikum machte. War dieser schon durch mehrjährige glücklich erfüllte Vorhersagungen des Wetters als ein guter Astrolog bekannt, hatte schon die Erfüllung einiger von ihm geschehenen Vorhersagungen ihm den Kredit als Prophet verschafft, so schrie jetzt Paris und ganz Frankreich Wunder und Beifall über ihn. Jedermann hielt sich überzeugt, daß die dem Staate dräuende Revolution, welche er vorhergesagt hatte, eben so pünktlich in Erfüllung kommen werde, als der tragische Vorgang, welchen wir so eben erzählt haben. Fast niemand bezweifelte dies mehr, und alle fiengen schon an, sich zu der Rolle zu bereiten, welche sie hierbei zu spielen gedachten.

Der Prophet hatte vorhergesagt, jene Parthei, welche gegen den Hof auftreten würde, werde die siegreiche seyn. Geschick und Sterne seyen ihr und ihren Anhängern günstig. Dies war genug, um zu erwirken, daß alles sich rüstete, sie zu verstärken, um Antheil an dem Lohne zu erhalten, den der Prophet so glänzend den Siegern verheißen hatte. Noch existirte diese Parthei nicht, aber es schien, als wolle sie sich bil-

den. Deutlich zeigten dies die zwar jetzt noch leisen Bewegungen, die man bemerkte, und die immer stärker und auffallender sich ausbreiteten. Von den Großen, welche Morgard — kenntlich genug — in seiner Vorhersugung als thätige Mitwirker bezeichnet hatte, schienen manche sich jetzt schon wirklich zusammen zu drängen, und man mußte auf einen reifenden gemeinschaftlichen Plan aus den häufigen und zutraulichen Versammlungen dieser Menschen schließen, die sonst so eifrig einander gesucht hatten. Das Volk schien bereit zu seyn, an einem Schlage Antheil zu nehmen, den es wünschte, weil es die Regierung haßte, und weil es dabei zu gewinnen hoffte.

Diese zweideutigen Bewegungen, diese gespannte Lage konnte den Aufpassern des Hofes nicht entgehen. Die Menge überstimmender Berichte, welche derselbe über die Lage der Sachen erhielt, machten ihn ängstlich. Man hatte keinen Grund, auf den man bauen konnte, keinen Leitfaden, um sich aus diesem sonderbaren Labirinthe herauszufinden, und gleichwohl vergrößerte jeder Augenblick die Unordnung und die Gefahr, und dennoch durfte man keine Entwicklung abwarten. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen und Berathungen ohne weiter zu kommen. Endlich beschloß man da anzugreifen, wo man bis jetzt noch die einzige Blöße fand. Am 28. Jenner ward Morgard arretirt und in die

Bastille gebracht, von wo man ihn nach einigen Verhören in die Conciergerie abführte. Es gieng die Sage, man habe einen Jesuiten und zwei Große arretiren wollen, welche aber bereits entflohen gewesen seyen. Indessen ward die Sache auf eine Art behandelt, die ihr das Aufsehen benahm, und den Gegenstand selbst als unwichtig darstellte. Man machte Morgarden nicht als Hochverräther, sondern als Zauberer den Prozeß, der sich damit endete, daß er schon am 27. Hornung desselben Jahrs auf königlichen Befehl nach Marseille auf die Galeere gebracht ward. Der eigentliche Zusammenhang der Sache ward dem Publikum vorenthalten.

Erst mehrere Jahre nachher erfuhr man das ganze Verhältniß.

Heinrich II. Prinz von Conde, der in der Folge wirklich öffentlich die Unruhen anfieng, die hier blos eingeleitet worden, wäre als nächster Verwandter und muthmaslicher Thronerbe der Vormund des minderjährigen Königs gewesen, wenn dessen Mutter, Maria aus der Familie der Medici, diese nicht für sich zu erschleichen gewußt hätte. Sie hatte diese und die damit verbundene Regentschaft dem Prinzen durch Intrique und Gewalt entrissen und beherrschte Volk und Adel auf eine Art, die frei-

lich nicht geeigenschaftet war, diese mit ihrer Usurpation auszusöhnen. Conde baute auf diese Unzufriedenheit und glaubte, daß es nur wenig Anstrengung bedürfe, die Regierung zu stürzen, sobald er auf irgend eine Weise das Volk hierzu gewonnen hätte.

Der Plan zum Aufstande war fein angelegt und bis auf das kleinste Detail genau berechnet. Sein Schöpfer war der Liebling des Herzogs, der Jesuit Pater Daniel. Dieser schlaue Mönch, der sich nicht wenig damit wußte, daß er der einzige seines Standes war, den der Herzog um sich leiden konnte, war in alle Geheimnisse seines Gönners eingeweiht. Da er sich, wenn der Herzog seinen Zweck erreichte, die glänzendste Rolle versprechen konnte, und dieser Rathe blindlings folgte, so half er nicht nur eifrig die Wünsche desselben ausführen, sondern er war es, der sie belebte, beherrschte. Nicht leicht war ein Mensch geschickter zu Ausführung einer grossen Intrique, als dieser Mönch, wenn anders das Bild ihm gleicht, welches die Schriftsteller jener Zeit von ihm entworfen haben, und nicht bald scheint jemand den Geist seiner Zeit und des Volkes, unter welchem er lebte, genauer gekannt zu haben, als er. Er kannte das Mißvergnügen, das in allen Ständen gegen die Regierung

Mariens von Medicis, oder eigentlicher ihres Lieblings, des Herzogs von Ancre, der sie und das Königreich regierte, herrschte. Sein Gönner dagegen schien die Liebe des Volks und die Hoffnung zu besseren Zeiten in sich zu vereinigen. Es schien ihm nur ein Hauptschlag nöthig zu seyn, um alle Parthien zu Gunsten des Herzogs und zum Sturze der Regierung zu vereinigen, und bei diesem Hauptschlage galt es vielleicht nicht blos eine Vormundschaft, sondern den wahrscheinlichen Besitz eines Throns, da der kleine König und sein einziger Bruder, der Herzog von Orleans, beide so schwächlich waren, daß niemand für dieselbe ein höheres Alter hoffte.

Es kam darauf an, die gespannte und fast kriegerische Lage zu benutzen, in der sich Regierung und Volk gegenseitig befanden und zugleich dem Schlage zuvor zu kommen, der die Regentin, eifersüchtig auf den Herzog, muthmaslich demselben bereitete. Der Jesuit berechnete den Geist der Zeit und des Volkes, und er hielt sich überzeugt, daß, gelänge es ihm, dem Hasse gegen die Regierung den Fanatismus beizufügen, nichts mehr dabei gewagt sey, die Insurrektion zu organisiren, und mit aller Kraft loszubrechen. Die abergläubige Vorliebe des damaligen Zeitgeistes zu astrologischen Deutungen, und das allgemeine Zutrauen, welches

man damals zu diesem Firlefang und den Prophezeungen aus denselben hatte, schien ihm hierzu eine sehr günstige Gelegenheit zu geben. Er wußte, daß Morgard, der zufälligen Erfüllung seiner Wetterprophezeiungen wegen, einen grossen astrologischen Kredit beim Publikum hatte, und bediente sich daher desselben geschickt zu seinem Zwecke. Der in der Folge durch den Mord des Herzogs von Ancre so berühmt gewordene Marquis de Vitry erkaufte es ohne Schwierigkeit von Morgard, daß dieser die angeführten Prophezeiungen in seinem Kalender so abdrucken ließ, wie Pater Daniel solches verlangte, denen er einige aus seiner eignen schwärmerischen Fabrik mit unterschob. — Man berechnete, daß ein Kalender die am meisten gelesene Volkslektüre ist, und daher einen um so umfassenderen und tiefern Eindruck machen müsse, wenn ein so wohl accreditirter Prophet, als Morgard, dazu seinen Namen herlieh. — Man glaubte ferner mit allem Scheine der Richtigkeit, daß unmöglich der Hof von einer so geringfügigen Lektüre, als die eines Kalenders, Notiz nehmen, und diesen wohl nicht einmal zu sehen bekommen würden, und wenn ja der Hof diese Sache erfahren und weniger geringfügig finden würde, als man solches erwartete, so hoffte man, daß dessen Ahndung blos Morgarden treffen und dieser höchstens als ein Wahnsinniger behandelt und

mit ein Paar Wochen Arreststrafe davon kommen würde. Im alleräußersten Falle hielt man sich dadurch für gesichert, weil Vitry mit Morgarden unter einem fremden Namen verhandelte, da er demselben ganz unbekannt zu seyn glaubte; Morgard könne also, schloß man hieraus, wenn er auch gegen alle Erwartung in eine ernsthafte Untersuchung gerieth, und den Zusammenhang der Sache angebe, ihnen schon aus dem Grunde nicht schädlich werden, weil er niemand zu benennen wisse.

Der Plan hatte, wie wir gesehen haben, wirklich den beabsichtigten Erfolg. Das Volk, für Morgards Prophezeihungen prävenirt, und eben so sehr gegen die Regierung eingenommen, glaubte an die Erfüllung der Vorhersagungen, hoffte darauf weil es solche wünschte, und bereitete sich um so eifriger, an der Insurrektion Theil zu nehmen, als der Prophet zugleich allen denen, die sich hiervon beantheiligen würden, ein glänzendes Loos und Belohnung in Ueberfülle zugesichert hatte. Denen, welche Morgard, obgleich nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, doch kenntlich genug als thätige Hauptakteurs benannt hatte, muste dies zur Auffoderung dienen, und ihnen gewissermasen einen Einigungspunkt festsetzen, wie solches eben auch zutraf. Manche derselben, welche hierbei bezeichnet waren, und eigentlich gar nicht zu den Miß-

vergnügten, sondern offenbar zur Parthei des Hofes gehörten, werden hierdurch verdächtig gemacht, ihre Würkungskraft für ihre Parthei dadurch gelähmt; und sie zum Theile sogar gewissermaßen mit Gewalt genöthigt zu der Parthei der Misvergnügten überzutreten. In jedem Falle musten eine Menge derjenigen, welche für die Sache des Hofs Parthei genommen hatten, hierdurch davon abgehalten werden, denn sobald die Prophezeihung darinn eintraf, daß wirklich ein Aufstand ausbrach, so war wohl in den Augen aller nichts gewisser, als daß auch jener Theil derselben, welcher der Insurrektion einen glücklichen Erfolg versprach, eben so gewiß erfüllt werde, und wer wollte sich dann noch zwecklos einem bereits entschiednen Erfolge opfern und nicht vielmehr an den Belohnungen der Siegenden Antheil nehmen?

So hatte es allerdings den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, man kann sogar sagen, eine Art von Gewißheit, daß, wenn der Prinz von Conde die ersten Bewegungen gemachr haben würde, alles auf seine Seite getreten und der Plan eben so leicht ausgeführt worden wären, als der Prophet solches vorhergesagt hatte. Der Zufall, der die Vorhersagung des Kindermords in der ersten Jennerwoche, welche ein Zusatz Morgards war, so genau in Erfüllung gehen ließ, war der Sache, wie man leicht einsehen

wird, äusserst günstig, und Pater Daniel mit seinen Mitbeantheiligten war hierdurch des Erfolgs um so gewisser.

Sehr wahrscheinlich würde er sich auch nicht getäuscht haben, wenn nicht ein von demselben unvorhergesehner Zufall die ganze Sache vereitelt hätte. Es hatte nämlich Vitry, als er Morgarden das Manuscript zum Abdrucke zuschickte, die Unvorsichtigkeit begangen, das Billet, mittelst welchem Pater Daniel ihm dasselbe zugeschickt hatte, welches sowol seine Addresse als die Benennung des Prinzen Conde enthielt, und sehr deutliche Aufschlüsse über den ganzen Plan gab, bei Morgarden liegen zu lassen. Dieser hatte dadurch vollständige Kenntniß des Ganzen erhalten, und da er leicht voraussehen konnte, daß er, wenn der Zweck erfüllt würde, noch eine ansehnliche Belohnung zu erwarten habe, und auf diese Erfüllung ziemlich verlässig hoffen durfte, so zeigte er die Sache nicht an, erzählte aber dieselbe genau bei dem ersten Verhöre, als er arretirt ward, in der Hoffnung, dadurch nicht blos Straflosigkeit zu erhalten, sondern sogar noch belohnt zu werden.

Der Pater Daniel erfuhr sogleich diesen unvermutheten Verrath, und er sowol, als der Prinz und Vitry, waren bereits entflohen, als der Hof sich ihrer bemächtigen wollte. Mor-

gard erhielt statt der gehofften Belohnung die Strafe der Galeere, die ihm, als einen schwärmerischen Narren und aberwitzigen Betrüger dem Volke darstellte, und so ward der Plan in aller Stille und geheimer unterdrückt, als er angelegt worden war.

Ende des dritten Bandes.

